

Wem gehört die Stadt?

Ausgabe Nr. 12, 06. Dezember 2011



In unserer mittlerweile zwölften Ausgabe geht es im Schwerpunkt um Möglichkeiten emanzipatorischer und widerständiger Stadtpolitiken. Untrennbar damit verbunden ist in der öffentlichen Diskussion seit einigen Jahren der Begriff Gentrifizierung, der den Prozess der Aufwertung von Stadtteilen beschreibt, die sich klischeemäßig an einer wachsenden (oftmals grün-, „alternativen“) Infrastruktur von Galerien, Bioläden und übermäßigem Latte Macchiato-Konsum ablesen lässt. Doch was für einige ein honigsüßer (T)raum zu sein scheint, wird für andere zu einer bitteren Realität: Gentrifizierung führt zu einer weitreichenden Verdrängung der bisherigen, meist ärmeren Bewohner_innen zugunsten oder gerade durch ökonomisch, sozial und kulturell Privilegierte. An diesem Punkt knüpfen wir an, um Notwendigkeiten und Potentiale der Rauman eignung sichtbar zu machen.

Zunächst widmet sich Sebastian Friedrich dem Buch [Wir bleiben alle](#) von Andrej Holm und streicht die Vielschichtigkeit von Gentrifizierungsprozessen und die Notwendigkeit breiter Bündnisse für effektiven Widerstand heraus. Die Besprechung [Häuserkampf ist doch Achtziger](#) von Franziska Plau fokussiert die Dynamiken städtischer Machtverhältnisse am Beispiel des Ungdomshuset in Kopenhagen und hebt insbesondere die internationale Vergleichbarkeit von Verdrängungsprozessen hervor. Ebenfalls für auf andere Städte übertragbar hält Sebastian Kalicha in seiner Rezension zu [Wie bleibt der Rand am Rand](#) von Robert Sommer den Umgang mit Obdachlosigkeit in Wien und die erschreckenden bis absurden Versuche, Menschen, die nicht ins Stadtbild passen, aus den konsumorientierten Zentren zu vertreiben. Davon ausgehend widmen sich zwei Autor_innen Publikationen zu Möglichkeiten der widerständigen Rauman eignung. Konkrete Freiraumpolitiken und ihre Aushandlungen schildert Ulrich Peters in seiner Rezension zu [Gender und Häuserkampf](#) und macht dabei deutlich, dass auch in linken Zusammenhängen ein Bewusstsein darüber existieren muss, dass Freiräume keine machtfreien Orte sind. Ein Beispiel für individuelle, allnächtliche Rauman eignung betrachtet Jorane Anders in [Der erschriebene Aufstand](#): Graffiti und Street-Art als Rückeroberung der Stadt.

Eine traurige Aktualität erhält der von Tompa Láska rezensierte Sammelband [Kaltland](#) und die darin enthaltene Auseinandersetzung mit den Pogromen gegen Migrant_innen in den 1990er Jahren angesichts der erschütternden Morde durch organisierte Nazis und des Umstands, dass in der öffentlichen „Debatte“ mal wieder Rassismus bloß als gesellschaftliches Randphänomen behandelt wird. Einen gelungenen Blick in die Geschichte linker Arbeiter_innenkämpfe leistet nach Ismail Küpeli das Buch [Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland: Von den Anfängen bis 1914](#). Mit welchen Normalisierungsstrategien die Bundeswehr ihre Nachwuchssorgen zu lösen versucht, stellt anschließend Heinz-Jürgen Voß in seiner Rezension zu [An der Heimatfront](#) ausführlich dar. Nicht um Krieg, aber dafür um die Frage, wie „Psyche“ und die Erfindung des „Anderen“ zusammengedacht werden könnten, geht es dann in Adi Quartis Rezension [Fabelhafte](#)

[Psyche!](#) zu einem aktuell erschienenen Bändchen von Jacques Derrida. Schließlich denkt mal wieder Gabriel Kuhn allerhand zusammen. In seiner Rezension von [Pogo, Punk und Politik](#) stellt er sich gegen die weitverbreitete Annahme, Punk sei unpolitisch.

Zum Tode von Georg Kreisler, der in gewissem Sinne sehr politischen Punk machte, möchten wir die Rezension zu seiner vor zwei Jahren erschienenen Autobiographie [Letzte Lieder](#) aus unserem Archiv als eine Art Nachruf ans Herz legen.

Und, wie immer: Wer rechtzeitig über unsere neuesten Ausgaben informiert werden möchte, kann sich in der Spalte rechts mit E-Mail-Adresse für den Newsletter eintragen.

Und jetzt viel Spaß beim kritischen Lesen!

Stadt für alle!



Andrej Holm

Wir bleiben Alle!

Gentrifizierung - Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung

Der Stadtsoziologe Andrej Holm führt auf knapp 80 Seiten in die Verdrängungsprozesse aus Stadtteilen ein und zeigt zugleich konkrete Handlungsperspektiven auf.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Im März 2008 titelte das ehemals alternative Berliner Stadtmagazin *ZITTY* „Neukölln rockt!“ – und führte die Lesenden durch den „derzeit spannendsten Stadtteil“ Berlins. Zwar funktionierte der Größte der Berliner Bezirke noch während der „Sarrazindebatte“ im Herbst 2010 als Inbegriff für einen Problembezirk, dennoch breiten sich genau dort hippe Cafés, Ateliers und Szenekneipen aus, wo es im Schatten der Rütli-Schule nur so vor Jugendgangs und Parallelwelten wimmeln müsste, würde man nach so manchen Medienberichten gehen. Bereits jetzt eröffnen erste Bioläden und gekoppelt mit mehr oder weniger notwendigen Sanierungen steigen die Mietpreise rapide an, die sich viele ärmere Bewohner_innen nicht mehr leisten können. Aus Protest gegen Verdrängungsprozesse werden Autos angezündet, Drohungen gegen Tourist_innen und „Yuppies“ an Häuserwände gesprüht oder neue Szenekneipen mit Farbe verschönert oder entglast. Neben diesen medial verbreiteten Formen vernetzen sich jedoch auch zunehmend Betroffene und Aktivist_innen, gehen Bündnisse ein, geben Stadtteilzeitungen heraus und versuchen somit auf anderen Ebenen Widerstand gegen Verdrängung zu organisieren. Ob Autozündler_in oder Stadtteilaktivist_in: Beiden sei ein 2010 bei Unrast erschienenes schmales Bändchen empfohlen, das erhellende Einblicke in den komplexen Prozess der Gentrifizierung liefert: „Wir Bleiben Alle!“ von Andrej Holm.

Gentrification-Prozesse

Der Begriff Gentrification wurde erstmals in den 1960ern verwendet und machte aufgrund einer Renaissance der Innenstädte während der letzten Jahre Karriere fern von stadtsoziologischen Spezialdiskursen. Der Begriff beschreibt einen Prozess, bei dem sich symbolische Aufwertung, Inwertsetzung und Verdrängung vollziehen. Idealtypisch läuft Gentrification folgendermaßen ab: Zunächst ziehen Künstler_innen, Studierende und Alternativszenen in einen maroden Stadtteil, weil die Mieten günstig sind und sie sich dort Entfaltungsmöglichkeiten erhoffen. Diese *Pioniere* eröffnen Szenekneipen, Buchläden und Ateliers, worauf sich das Image des Stadtteils von „Problemkiez“ in „Szenekiez“ ändert. Die Stadtteile werden interessant für Investor_innen und Besserverdienende: Aus einer symbolischen Aufwertung durch Modernisierungen der meist unsanierten Wohnungen wird eine bauliche Modernisierung. Damit steigen die Mieten, was zur Verdrängung der dort lebenden Bewohner_innen – und später häufig auch der Pioniere – führt. So geschehen etwa in Prenzlauer Berg, wo 15 Jahre nach Beginn der Modernisierungen lediglich 20% der früheren Bewohner_innen leben (vgl. S. 10). Dieser Prozess wird jedoch nicht immer nur durch symbolische Aufwertung (also den Imagewechsel) eingeleitet – oder ist allein auf den Zuzug von Studierenden und Künstler_innen zurückzuführen. Holm stellt klar, dass Gentrification in Sanierungsgebieten oft öffentlich gefördert wird.

Gentrificationprozesse durchlaufen nicht immer den klassischen Weg. So können etwa Büronutzungen und Luxuswohnprojekte in ehemaligen Industrieanlagen auch zu Verdrängungsprozessen in umliegenden Gebieten führen – hier funktioniert Gentrification ganz ohne symbolische Aufwertung durch Pioniere. Auch kann Gentrification „light“ verlaufen, wie etwa in Berlin-Kreuzberg, wo die Aufwertung zwar noch nicht zu Verdrängung geführt habe, aber sich durch steigende Mietbelastungsquoten eine kleinteilige soziale Polarisierung und somit eine „Verdrängung aus dem Lebensstil“ (S. 18) stattfindet.

Ökonomische und kulturelle Begründungen

Nach der Beschreibung verschiedener Aufwertungs-Prozesse widmet sich Holm Erklärungsmodellen jenseits platter deterministischer Erklärungen, nach denen Gentrification schlicht ein natürlicher Prozess sei. Holm stellt klar, dass die Fragen nach den Ursachen keine abgehobene akademische Diskussion ist, sondern direkten Einfluss auf Gegenstrategien hat. Wird etwa den Pionier_innen die Hauptschuld an Verdrängungsdynamiken gegeben und ihr Zuzug als ursächliches Problem diagnostiziert, wären Widerstandsformen vor allem in Deattraktivierungsstrategien zu suchen, um das Image des Stadtteils zu verschlechtern. Holm erteilt diesem verkürzten Verständnis eine Absage und befasst sich zunächst im zweiten Kapitel mit makro- und mikroökonomischen Begründungszusammenhängen. Von traditionellen Wohnungsbauunternehmen hätte sich der Immobilienmarkt zunehmend in ein Feld für Spekulationen entwickelt, bei dem eine Immobilienanlage nicht mehr langfristig kalkulierbares Einkommen sichern soll, sondern schnelle Wertsteigerungen erhofft werden.

Holm spart nicht die kulturellen Logiken bei Aufwertungsprozessen aus. Statt aber schlicht das kontrastreiche Bild der „Studenten, Künstler, Photographen“ als Schuldige zu zeichnen, blickt er auf die Schattierungen. So findet häufig eine Inwertsetzung von Subkulturen statt, indem etwa Ausdrucksformen der Hausbesetzer_innenszene in Marketingstrategien überführt werden. Ähnliches stellt Holm beim erfolgreichen Widerstand im Hamburger Gängeviertel fest, bei dem es Aktivist_innen des „Recht-auf-Stadt-Bündnisses“ im Sommer 2009 gelang, durch medial gut vermittelte Besetzungen von Leerstand die Hamburger Bürgerschaft dazu zu bringen, den Verkauf der Gebäude an einen Investor rückabzuwickeln. „Die künstlerfreundliche Lösung im Gängeviertel sollte aber nicht nur das Investitionsklima retten, sondern wurde gleich mit in das Marketing für die Marke Hamburg übernommen.“ (S. 36) Am Ende des Kapitels zu den kulturellen Logiken stellt Holm drei mögliche Anti-Gentrification-Aktivitäten zur Diskussion: Nach einer *Strategie der Dislokation* sollten nicht-gentrifizierbare oder bereits aufgewertete Räume als Platz für Aktivitäten gewählt werden. Zweitens zeige das Beispiel der Kampagne „KÖPI bleibt Risikokapital“, dass *Kulturen der Abschreckung* durchaus funktionieren können – bis heute haben sich für das Hausprojekt in Berlin-Mitte keine Investor_innen gefunden, andererseits zeige das Beispiel der Roten Flora in St. Pauli, wie solche Widerstandsformen in das „wilde“ Image eines Stadtteils integriert werden können. Eindringlich schlägt Holm drittens eine *Kultur des Widerstands* vor:

„Statt sich in immer wiederkehrenden Diskussionen über die eigene Pionierrolle in städtischen Aufwertungsprozessen den Kopf zu zerbrechen, wäre es hilfreicher, wenn Künstler_innen oder auch Hausbesetzer_innen sich öfter mal fragten, wie sie Stadtteilinitiativen und Nachbarschaftsorganisationen praktisch unterstützen können.“ (S. 38f)

Politische Interessen und wissenschaftliche Diskurse

Gentrification ist jedoch nicht nur durch ökonomische Angebotsbegründungen und symbolische Aufwertungen begründbar. Hinzu kommt eine Politik der Aufwertung, bei der Planungsvorgaben, Genehmigungsverfahren, Subventionen und stadtpolitische Leitbilder eine Rolle spielen. Im Sinne einer unternehmerischen Stadtpolitik werden Städte wie Berlin zur „Creative-City“ konstruiert und gegen andere Städte im nationalen und globalen Wettbewerb der verschiedenen (Stadt-

) Unternehmen in Stellung gebracht. Hegemonial ist in der Stadtpolitik eine allgemeine Wachstumsorientierung. Auch ein Blick auf ordnungs- und machtpolitische Strategien offenbart komplexe Taktiken zur Durchsetzung von Interessen. So dient die gegenwärtige Stadtpolitik der Ordnungspolitik und Aufstandsbekämpfung. Geschickterweise gehen Aufwertungs- und Verdrängungsprozesse mit (lokaler und temporärer) sozialpolitischer Befriedung einher, indem mit mäßigem Erfolg versucht wird, mittels der Orientierung einer „Sozialen Mischung“ zu intervenieren. Durch die vermeintliche Einbeziehung der Bewohner_innen soll eine „kommunikative Stadtplanung“ ermöglicht und dadurch die Mieter_innen diszipliniert werden. Zu Recht stellt Holm fest, dass „Konstellationen, in denen alle gleichberechtigt miteinander reden und gemeinsame Lösungen suchen, (...) jedoch strukturelle Unterschiede [negieren]“ (S. 49).

Nach den Komplexen Ökonomie, Kultur und Politik widmet sich Holm im fünften Kapitel den diskursiven Legitimationsstrategien von Gentrificationprozessen. Um den unangenehmen Beigeschmack des pejorativen Begriffs der Gentrification etwas entgegen zu setzen, wird zum einen versucht, Verdrängungsdynamiken zu leugnen oder zu verharmlosen, indem etwa auf die durchaus bestehenden Schwierigkeiten bei der Messung von empirischen Verdrängungen verwiesen wird. Ein anderer Versuch besteht in Romantisierungsversuchen, bei denen behauptet wird, Problemkiezen würde „ein bisschen Gentrification“ ganz gut tun – und doch alles ganz schön sei, wenn es eine soziale Mischung in einem Stadtteil gebe. Holm entgegnet, dass diese soziale Mischung nur selten stattfindet. Oft sei das Gegenteil der Fall; so entstehen etwa durch rassifizierende Verdrängungen von People of Color und Schwarzen Bewohner_innen *weiße* Ghettos.

Was tun?

Die beiden abschließenden Kapitel befassen sich mit der Frage, was gegen Verdrängungsprozesse getan werden kann. Auf wissenschaftlicher Ebene fehlt es vor allem an methodischen Werkzeugen zur Untersuchung von direkten und indirekten Verdrängungsdynamiken. Der Soziologe Holm wendet neben den Fragen nach wissenschaftlichen Interventionen den Blick aber insbesondere auf konkrete aktivistische Strategien, denn „[s]o vielschichtig und komplex städtische Aufwertungsprozesse auch sein mögen, im Kern steht für viele vor allem ökonomisch benachteiligte Haushalte immer die Frage, ob sie bleiben können oder gehen müssen.“ (S. 67) „Wir Bleiben Alle!“ lautete etwa die Parole von Mieter_innen in Berlin-Prenzlauer Berg Anfang der 1990er Jahre, auf die auch gegenwärtig bei Kampagnen Bezug genommen wird. Holm mahnt jedoch an, dass sich solche Kampagnen nur dann zu einer Klammer stadtpolitischer Forderungen entwickeln, wenn subkulturelle Selbstbezogenheiten seitens vieler Projekte und Initiativen überwunden werden.

Gegen Verdrängung weist Holm auf die Möglichkeit der Kombination von Deattraktivierungsstrategien und sozial orientierter Wohnungspolitik, Mieterberatungsangeboten und die Verhinderung beziehungsweise Verzögerung umstrittener Bauprojekte hin. Ein überwiegend gelungenes Beispiel stellen die *Recht auf die Stadt*-Kampagnen dar, die Anti-Gentrification-Kämpfe und Widerstand gegen Überwachung und Privatisierung mit der Forderung nach Teilhabe – insbesondere für die Marginalisierten – verbinden. In Hamburg etwa umfasste ein solches Bündnis über 20 Gruppen: Von autonomen Initiativen bis zu Kleingärtner_innen. Das Konzept bietet einen geeigneten Rahmen für städtische Konflikte im Neoliberalismus. Holm empfiehlt horizontale Netzwerkstrukturen, breite Massenmobilisierungen und inhaltliche Fokussierungen auf Selbstermächtigungen.

„Wir Bleiben Alle!“ vereint überzeugend wissenschaftliche und aktivistische Aspekte und Interventionsmöglichkeiten. Es gelingt Andrej Holm auf wenigen Seiten in geballter Form die Erscheinungsformen, Begründungszusammenhänge und Möglichkeitsräume sowohl für interessiertes Fachpublikum als auch für Aktivist_innen verständlich darzustellen. Der besondere Vorzug des Bandes liegt darin, dass Holm dennoch nicht vereinfacht und komplexe

Zusammenhänge verkürzt, sondern seine Ausführungen profund durch zahlreiche Beispiele veranschaulicht. Ob der Seltenheit ist es geradezu beeindruckend, dass über die Vermittlung wissenschaftlicher Diskurse hinaus konkrete Handlungsperspektiven diskutiert werden.

**

Wer sich weiter mit dem Thema befassen möchte, sollte regelmäßig den [Blog von Andrej Holm](#) besuchen.

Andrej Holm 2010:

Wir bleiben Alle! Gentrifizierung - Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 987-3-89771-106-8.

80 Seiten. 7,80 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Stadt für alle! Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/958>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Häuserkampf ist doch Achtziger



Peter Birke / Chris Holmstedt Larsen (Hg.)

Besetze deine Stadt! – BZ din by!

Häuserkämpfe und Stadtentwicklung in Kopenhagen

„Besetze deine Stadt“ fragt nach den Ursachen und Wirkungen der heftigen Proteste nach der Räumung des Ungdomshuset – und zeigt, wie die Kämpfe um Freiräume auf eine neoliberale Stadtentwicklung Bezug nehmen (können).

Rezensiert von [Franziska Plau](#)

Es mag sein, dass die Blütezeit der Hausbesetzer_innenbewegung in den 1980er Jahren und Ausläufer davon höchstens noch Anfang der 1990er Jahre lagen. Es mag sein, dass es seit der sogenannten „Berliner Linie“ nicht nur in Berlin schwer bis unmöglich geworden ist, neubesetzte Häuser länger als einen Tag zu halten. Es mag sein, dass es kaum noch besetzbare, leerstehende Häuser in kommunalem Besitz gibt. Es mag sein, dass einfach die Radikalität und Dringlichkeit fehlt, andere Themen stärker im Vordergrund stehen oder es schlicht keine Häuserkampf**bewegung** mehr gibt.

Dennoch wird es heute zunehmend wichtiger, die durch die damaligen Besetzungen errungenen Freiräume auch weiterhin zu verteidigen. Seit den 80er Jahren wurden zumindest die bereits besetzten Häuser mehr oder weniger in Ruhe gelassen und die meisten davon wurden legalisiert und erhielten Nutzungs-, Miet- oder Pachtverträge. In vielen deutschen Städten und Kommunen nimmt aber die Tendenz zu, stadteigene Immobilien an private Investor_innen zu veräußern, sei es nun, als Finanzspritze für die leeren Kassen oder im Rahmen von gezielten Aufwertungs- und Stadtentwicklungsprogrammen. Mit dem Verkauf werden die Eigentumsrechte aus der politischen Hand gegeben – und eine Räumung zur privatrechtlichen Angelegenheit gemacht. Für mehr und mehr ehemals besetzte Häuser, die heute wichtige Orte alternativer Lebensentwürfe und unkommerzieller Kultur sind, wird dieses Bedrohungsszenario tatsächliche juristische Realität.

Ein äußerst prominent gewordenen Beispiel hierfür ist das Ungdomshuset in Kopenhagen. Das 1982 besetzte und dann von der Stadt freigegebene autonome „Jugendhaus“ wurde im Jahr 2000 verkauft und im März 2007 geräumt. Auf die Räumung folgten heftige Ausschreitungen und monatelange Proteste, die Polizist_innen, Politiker_innen, aber auch die Aktivist_innen selbst überraschten.

Wie und wieso es dazu kam ist daher die zentrale Frage, die den Ausgangspunkt für das Buch „Besetze deine Stadt! BZ din By!“ bildet. In diesem Buch versammeln die Herausgeber Peter Birke und Chris Holmstedt Larsen Analysen über den „ersten großen Aufruhr des 21. Jahrhunderts in Dänemark“ (S. 53) und Gespräche mit Aktivist_innen, die sich in der einen oder anderen Form für das Ungdomshuset eingesetzt haben.

Die Dynamik des Widerstands

Die Interviews werden mit sehr unterschiedlichen Beteiligten geführt, darunter Nutzer_innen des Hauses, ein Vertreter einer Nachbar_innengruppe, ein Politiker aus der Kopenhagener Bürgerversammlung und deutsche Unterstützer_innen, die sich in Kopenhagen und Hamburg eingebracht haben. Ein eigenes Kapitel wird den Bewohner_innen der Freistadt Christiania

gewidmet, einem seit 1971 besetzten Gebiet in Kopenhagen, in dem mittlerweile um die 1000 Bewohner_innen autonom leben. Dadurch werden sehr unterschiedliche Perspektiven auf das Ungdomshuset, die Räumung, die Proteste, und auch die Stadtentwicklung in Kopenhagen dargestellt. Es werden Innenansichten zu den Straßenkämpfen und Auseinandersetzungen mit der Polizei und den Verhandlungen mit der Politik eingebracht, sowie die Bedeutung der transparenten Öffentlichkeitsarbeit, der vielfältigen kreativen Aktionen, der breiten Bündnisse und der Unterstützung hervorgehoben. Die Räumung hatte eine starke Politisierung zur Folge („Plötzlich war das Haus weg, aber statt 100 waren es nun 1.000 AktivistInnen“ (S. 103)), die sowohl viele linke Gruppen mit einem gemeinsamen Ziel zusammenbrachte, als auch Anlass für viele bisher eher passive Bevölkerungsgruppen bot, ihren Unmut über die „rechte Monokultur“ (S. 70), die neoliberale Stadtverwertung und die Ausgrenzung vieler Bevölkerungsgruppen zu artikulieren.

Sehr aufschlussreich sind dabei vor allem Peter Birkes Analysen, die das Geschehen um das Ungdomshuset in eine breitere – und auch globale – Entwicklung einbetten und so Zusammenhänge aufzeigen, die erkennen lassen, dass es bei den massiven Protesten um mehr ging, als nur um das Haus als solches.

Das „Unternehmen Stadt“ als globales Phänomen

Seit ungefähr Mitte der 1990er Jahre hielt in Dänemark wie auch in Deutschland eine politische und wirtschaftliche Haltung Einzug, die meist als Neoliberalisierung bezeichnet wird. Charakteristisch ist dabei eine politische Ausrichtung entsprechend (kapitalistischer) ökonomischer Logiken und eine radikale Marktorientierung. Auch die Stadt wird unter diesen Gesichtspunkten betrachtet und in Kopenhagen (wie übrigens auch in Hamburg) als „Unternehmen“ ausgerufen. Zentrale städtische Versorgungsleistungen, unter anderem eben auch die Wohnungsversorgung, werden privatisiert und den „Kräften des Marktes“ überlassen. Das äußert sich in dem Verkauf kommunaler Wohnungs- und Immobilienbestände, in dem Rückgang oder sogar Wegfall von sozialem Wohnungsbau und – eben ganz marktkonform - in (teilweise exzessiv) steigenden Mieten vor allem im Innenstadtbereich.

Im „Unternehmen Stadt“ stehen nicht mehr die Bedürfnisse der breiten Bevölkerung im Vordergrund, sondern das effiziente Funktionieren und wirtschaftliche Wachstum der Stadt an sich. Das zeigt auch die Vermarktung der Stadt, deren Ziel es ist, „die ‚innovativen‘, reichen und beweglichen Betriebe und Bevölkerungsschichten anzuziehen bzw. zum Bleiben zu bewegen, immer in der Konkurrenz mit anderen urbanen Zentren“ (S. 22). Um diese anzuwerben, wird die Stadt zur Marke gemacht und durch Prestige-Objekte, die die Autoren als „Leuchttürme“ (S. 34) bezeichnen, signalisiert, dass es sich um innovative, offene und moderne Weltstädte handelt. Die Funktion dieser „Leuchttürme“ ist es dabei zum einen, nach außen zu strahlen; zum anderen „frieren sie den utopischen Gehalt der Vorstellungen ein, die mit der ‚neuen Stadt‘ verbunden sind.“ (S. 40). In Kopenhagen steht hierfür zum Beispiel die von einer Stiftung des größten dänischen Konzern Mærsk gespendete Neue Oper; in Hamburg die Elbphilharmonie und in Berlin Objekte wie die O2-Arena. All diese – die Parallelität ist einfach erstaunlich! – sind eingebettet in neugeschaffene Wohn-, Arbeits- und Vergnügungsviertel für die anzuwerbende „kreative Klasse“: was in Berlin Mediaspree und in Hamburg Hafencity genannt wird, heißt in Kopenhagen Ørestad, ein auf der Insel Amagar komplett neu entstehendes Viertel, das als Standort für eine „Mischung aus Kultur, Kommerz, teurem Wohnraum, prekärer Dienstleistungsarbeit und gehobenen Arbeitsplätzen“ (S. 46) geschaffen wird. Immer in Hafennähe gelegen bzw. auf ehemaligen Hafengebieten erbaut, zeigt sich nicht nur die Ablösung der Industriegesellschaft, sondern auch ein globaler Bezug der „transnationalen“ Stadt (S. 41).

Gentrifizierung und die kreative Stadt

Die „kreative Stadt“ (S. 43) zeichnet sich gleichzeitig durch einen offenen, liberalen und alternativ

angehauchten Flair aus. Dafür können selbst Projekte wie Christiania vereinnahmt werden: „Ich führe die Investoren durch die freie Stadt, durch Christiania. Wenn kreative Leute und Gruppen dorthin gehen und diese alternative Architektur erleben, dann kann ich schnell ein Aufleuchten in ihren Augen sehen: Die Zeit ist reif für's Geschäft!“ wird beispielsweise ein Vertreter der städtischen(!) Marketing-Agentur „Wonderful Copenhagen“ zitiert (S. 20). Dadurch wird der subtile Aufwertungsprozess namens Gentrifizierung in vielen „alternativen“ Vierteln in Gang gesetzt, wie eben auch in Nørrebro, wo das Ungdomshuset stand. Das Viertel Nørrebro passt ganz klassisch in die Aufwertungsschablone: ein verarmtes, heruntergekommenes, innenstadtnahes ehemaliges Arbeiter_innenquartier mit Altbaubeständen, das von jeher als linke Hochburg für die Arbeiter_innenbewegung ebenso wie für die Besetzer_innenbewegung als Schauplatz diente und sich so als ein lebendiges Zentrum „alternativer“ Kultur entwickelte. Die Geschichte der gentrifizierungstypischen Invasionszyklen soll an anderer Stelle erzählt werden. Viel wichtiger und oft übersehen ist, dass am Ende der Verdrängungsprozesse selten eine völlig homogene neue Sozialstruktur steht, sondern diese eher zu „einer Zersplitterung, Auflösung und Individualisierung städtischer Räume“ (S. 36) führen. In einigen schicken, modernisierten Straßenzügen siedeln sich Künstler_innen, Designer_innen und IT-Fachleute an, einige Ecken weiter wohnen weiterhin Erwerbslose, Migrant_innen und schlecht bezahlte Arbeiter_innen. Diese „kleinräumliche Polarisierung“ (ebenda) spiegelt sich in den widersprüchlichen Zuschreibungen als „hippes Viertel“ einerseits und als „fremd“ und „gefährlich“ andererseits wieder und birgt ein enormes soziales Spannungspotenzial.

Und obwohl Kopenhagen boomt, geht das neoliberale Versprechen, dass wirtschaftliches Wachstum den Lebensstandard für alle Bevölkerungsschichten steigern würde, nicht auf. Soziale Unterschiede werden vielmehr verschärft. Und so ist es kein Wunder, dass das Bild der „kreativen Stadt“ brüchig wird. An dieses Brüchen und Rissen des „Images“ der Stadt gilt es anzusetzen:

„Es ist kein Zufall, dass die Subversion der Bilder dort am stärksten ist, wo sich die Stadt-Realitäten stärker brechen als anderswo. Die Rebellion fand in den Stadtteilen statt, die früher und heute an der Schwelle zwischen der repräsentativen Innenstadt und der untergründigen anderen Stadt liegen.“ (S. 35)

Freiräume als Gegenentwürfe

Vor diesem Hintergrund stellt das Buch auch die Bedeutung von „Freiräumen“ dar und die Beschreibung der Kultur des Ungdomshuset hebt einige Aspekte davon hervor: Selbstverwaltung, basisdemokratische Entscheidungsprozesse, bewusster Umgang mit Hierarchien und Diskriminierung, unkommerzielle Veranstaltungen auch als Plattform für Künstler_innen jenseits des Mainstream, niedrige Preispolitik um die Teilhabe vieler zu ermöglichen, Vermittlung politischer Inhalte um der gedankenlosen Feier- und Konsumkultur etwas entgegenzuhalten. Es geht darum, einen Ort zu schaffen, in dem eine Gegenkultur, ein anderes Leben, andere Formen des Zusammenlebens möglich werden, die auf anderen Werten und Normen als den gesellschaftlich praktizierten basieren und so den gesellschaftlichen Konventionen etwas entgegenzusetzen.

In dem lesenswerten Schlusskapitel „Fallstricke der Freiheit“ wird die alltägliche Realität in Hausprojekten, autonomen Zentren und selbstverwalteten Veranstaltungsorten vor dem Hintergrund dieser und anderer politischer Ansprüche kritisch reflektiert. Ein Freiraum ist durch seine bloße Existenz und der Abgrenzung nach außen nicht automatisch frei von den kritisierten gesellschaftlichen Normen, Hierarchien und Machtverhältnissen. Diese sind immer und überall vorhanden (in informellen, alternativen Strukturen oftmals viel unsichtbarer), können allerdings hinterfragt, verhandelt, und umdefiniert werden. Und eben genau da(für) sollte ein Freiraum geschaffen werden: für eine kontinuierliche Arbeit daran, „die Machtverhältnisse, geltenden Normen und die Art, zusammen zu leben, zu verändern“ (S. 200). Und letztendlich geht es damit

auch immer ein wenig um einen Ort, an dem ein anderes Leben, ein anderes Miteinander, eine andere Gesellschaft ausprobiert werden kann. Dieser innovative, kreative und alternative Ansatz ist nicht vor Vereinnahmungsangriffen gefeit, wie das oben erwähnte Beispiel von Christiania zeigt. Wichtig ist es deshalb für solche Projekte auch, nicht isoliert in dem geschützten Rahmen des „Freiraums“ zu agieren, sondern in aktiver Auseinandersetzung auf den sie umgebenden gesellschaftlichen Raum Bezug zu nehmen und statt zu einem Standort- zu einem „Störfaktor“ zu werden (S. 194).

Häuserkampf und Stadtentwicklung

Das Buch zeigt, wie wichtig es ist, die Bedrohung von alternativen Projekten und den Erhalt von linken Freiräumen in einem Kontext von neoliberaler Stadtverwertung zu denken und das auch deutlich zu machen. Ein sehr positives Beispiel ist ein Bericht in der Tagesschau anlässlich der Räumung der Liebigstraße 14 in Berlin: Dort wird das Bild der linken Chaoten und Randalierer differenzierter dargestellt und die Proteste in einen Zusammenhang mit Gentrifizierung & Co. gestellt.

Gleichzeitig müssen Mittel und Wege des Widerstands gegen den Ausverkauf unserer Städte gefunden werden. Es kann nicht sein, dass die für die Räumung des Ungdomshuset verantwortliche Bürgermeisterin Ritt Bjerregård mit Verweisen auf Privateigentum und das dazugehörige Zivilrecht ihre Hände in Unschuld wäscht: „Die Kommune hat [den Jugendlichen] gegenüber keine Verpflichtungen. Ich kann nicht ändern, dass ihnen das Haus eindeutig nicht gehört“ ([Arte 2010](#)). Dieser Rechtfertigungsrhetorik müssen politische Strategien entgegengesetzt werden, die Räumungen zu einer hochpolitischen Sache machen. Im Falle des Ungdomshuset hat sich die Militanz und Ausdauer der Proteste bewährt: im Juli 2008 bekamen die Aktivist_innen ein neues Haus, das allen Forderungen gerecht wurde. Auch boten die Ausschreitungen in Kopenhagen Drohpotenzial für andere bedrohte Projekte, frei nach dem Motto: „Ihr könnt uns ruhig räumen, aber dann habt ihr dieselbe Situation wie in Kopenhagen, nur zehnmal so krass.“ (Aussage von Aktivist_innen in Bezug auf die Köpi in Berlin, S. 124).

Wir sollten uns daran erinnern, dass auch die Besetzungen in den 80er und 90er Jahren ihren Ausgangspunkt in der verheerenden Wohnungspolitik hatten und Widerstand gegen das Programm der flächendeckenden Stadtsanierungen, gegen private Luxussanierungen, spekulativen Leerstand, Wohnungsknappheit, und hohe Mieten waren – eine Aufzählung, die uns doch bekannt vorkommen müsste. In Zeiten radikaler kapitalistischer Verwertungspolitiken wird es sicherlich immer schwieriger, aber gleichzeitig auch immer wichtiger, Freiräume zu schaffen und zu verteidigen, sie als alternative Lebensräume hochzuhalten, und die Kämpfe darum gleichzeitig als tiefergehenden Widerstand gegen den Umbau zur neoliberalen Stadt und in Allianz mit anderen betroffenen Gruppen und Initiativen zu begreifen. Denn:

„Angesichts der hohen Geschwindigkeit, mit der sich die soziale Struktur der europäischen Großstädte aktuell verändert, angesichts des Gefälles zwischen Arm und Reich, das in diesen Veränderungen immer größer wird, des ‚kleinräumigen‘ Nebeneinanders von Boom und Ausgrenzung, Potenzialen und Repression, ist die Perspektive unwahrscheinlicher geworden, dauerhaft unberührte Inseln der Selbstverwaltung zu schaffen. Aber gleichzeitig sind die Möglichkeiten gewachsen, den Rausch von Inwertsetzung und Aufwertung stören und, wenn auch nur für einige wenige glückliche Momente, relativ weitgehende Forderungen durchsetzen zu können.“ (S. 15)

**

Das Buch ist derzeit vergriffen, kann aber [hier](#) kostenlos heruntergeladen werden.

Peter Birke / Chris Holmstedt Larsen (Hg.) 2008:

Besetze deine Stadt! – BZ din by! Häuserkämpfe und Stadtentwicklung in Kopenhagen.

Assoziation A, Berlin/Hamburg.

ISBN: 978-3-935936-67-5.

224 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Franziska Plau: Häuserkampf ist doch Achtziger. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/959>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Urbane, reflektierte Wut



Robert Sommer

Wie bleibt der Rand am Rand

Reportagen vom Alltag der Repression und Exklusion

Das gegenwärtige System produziert unweigerlich und unaufhörlich einen sozialen Rand. Robert Sommer schreibt von diesem „Alltag der Repression und Exklusion“ anhand des Beispiels Wien.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Der oder die Obdachlose, der/die in Wien auf der Straße steht mit einer Zeitschrift zum Verkauf auf der in großen Lettern *Augustin* steht, gehört nach Wien wie der leicht charmante, leicht grantige (schlecht gelaunte) Kellner im Wiener Kaffeehaus – ein Klischee übrigens, das als eines der wenigen tatsächlich immer wieder zutrifft. Nur: ein entscheidender Unterschied zum Kellner tut sich dann doch auf. Sind diese begehrt bei TouristInnen und WienerInnen gleichermaßen, ist der/die *Augustin*-VerkäuferIn ein nicht wirklich willkommener Teil der fröhlichen Mischung aus Stephansdom, Wienerschnitzel und Fiaker. Und das trifft nicht nur für den noblen 1. Bezirk zu, über den der „Innenstadtmetternich Ursula Stenzel“ (S. 32) von der konservativen Österreichischen Volkspartei wacht (ja, das darf als Drohung verstanden werden).

Die Menschen, die die Straßenzeitung *Augustin* verkaufen und/oder für sie schreiben, ein System, das sie exkludiert und mit Repressalien überzieht und was daraus für Geschichten, Schicksale und skandalöse Normalzustände entstehen, ist der Fokus von „Wie bleibt der Rand am Rand“. Geschrieben wurde es von dem Journalisten Robert Sommer, der 1995 den *Augustin*, diese „Tribüne textlicher Zeugnisse von Outsidern (...), denen die Mehrheit der Gesellschaft nichts anderes zutraut als ‚den Steuerzahlern‘ auf der Tasche zu liegen“ (S. 84), mit gegründet hat und seither mit dabei ist.

Repression und Exklusion

Der Autor führt den/die LeserIn mit seinen Reportagen in verschiedene Bereiche, in denen diese Marginalisierten, die aus unterschiedlichen Gründen an den sozialen Rand gedrängt werden, landen. Eben jener soziale Rand hat, wie man schon im Klappentext erfährt, laut dem Autor systemstabilisierende Wirkung. Es bilde sich eine „soziale Schicht (...) deren Integration – entgegen allen politischen Beteuerungen – nicht vorgesehen“ sei.

Die Bereiche, auf die der Autor thematisch eingeht sind die Stadt und damit verbundene Phänomene wie Gentrifizierung oder soziale Säuberung; die Obdachlosenszene auf Wiens Bahnhöfen und wie sich der Charakter dieser Beziehung im Laufe der Zeit änderte; Fragen zum Straf- und Gefängnisystem; das Thema Psychiatrie und ihre Rolle in unserer Gesellschaft; Alten- oder SeniorInnenheime, die Sommer in Anlehnung an Erving Goffman als ein Beispiel einer „totalen Institution“ (S. 105) bezeichnet; Drogen und Drogenpolitik; sowie die Entwicklungen, die sich in der „BettlerInnenszene“ seit der EU-Osterweiterung getan haben und der begleitet wird von einem antiziganistischen Backlash. Abgerundet wird das Ganze von einer Art Pro- und Epilog, die allgemeine Reflexionen zu bereits Geschriebenem oder Neuem enthalten. Wie sich im Laufe der Lektüre herausstellt, schreibt der Autor über all dieses Felder sprachlich hervorragend, politisch

Von Bahnhöfen, Gefängnissen und Psychiatrien

Robert Sommer beginnt seine Ausführungen mit einem Kapitel zur (neoliberalen) Stadt und ihr Verhältnis zu jenen, die sich nicht in eine Verwertungs- und Nützlichkeitslogik einfügen wollen oder können. Als *Augustin*-Mitarbeiter hat er hier einiges zu berichten: „Ich glaube, niemand (außer der Polizei) verfügt über eine größere Sammlung der Grausamkeiten auf dem Gebiet der Unsichtbarmachung oder Vertreibung der Armen aus den Kommerzonen der Stadt als der ‚Augustin‘“ (S. 27f). Begleitet wird dieser Teil des Buches von teils skurrilen, teils erschreckenden Geschichten über realistische Verordnungen, wie man beispielsweise StraßenmusikerInnen oder BettlerInnen ihr Handeln verbieten könnte. Das reicht dann von Gesetzen, die „unbegründetes Stehen“ (S. 26) illegal machen oder die Kunststücke von StraßenkünstlerInnen zum Sicherheitsrisiko hochstilisieren.

Auch das Thema Bahnhof – Sommer nennt sie „klimatisierte Shopping-Center mit Gleisanschluss“ (S. 46) – ist eines, das man zwangsläufig diskutieren muss, setzt man sich mit Obdachlosigkeit in der Stadt auseinander.

„Obdachlose halten sich immer noch gerne auf Bahnhöfen auf. Obwohl man ihnen alles genommen hat, was ihre Anwesenheit am Bahnhof halbwegs erträglich macht. (...) In modernen Bahnhöfen haben private Uniformierte alle Freiheit der Welt, um die Polizei zu ersetzen und um die Nicht-Teilnahme am Konsumieren im besten Fall ‚nur noch dieses eine mal‘ zu tolerieren. Warum sich Obdachlose immer noch gerne in und um Bahnhöfe(n) aufhalten, obwohl hier ihre Präsenz schon an den Drehkreuzen der 50-Cent-Toiletten-Eingängen symbolisch zermalmt wird, ist ein Rätsel. Oder auch nicht. Die Unerwünschten haben das prinzipiell feindliche Verhalten der Umgebung in ihren Alltag längst integriert. Sie sind resistent gegen eine Architektur, in denen die Überwachungskameras wie die Pechrinnen der Ritterburgen ausschauen. Aus diesen immer auf die Subalternen gerichteten Kameras tröpfelt das Pech der Verachtung.“ (S. 46)

Bei seinen Reflexionen zum Thema Gefängnisse wird klar, warum sich Sommer auch gerne mal auf den Anarchisten Erich Mühsam bezieht, denn seine Kritik geht stark in Richtung der völligen Überwindung des Gefängnis- und Strafsystems. Den Kriminalsoziologen Wolfgang Stangl zitierend, dass das „Strafrecht und die Psychiatrie die beiden großen gesellschaftlichen Systeme bilden, die abweichendes Verhalten kontrollieren“ (S. 73), ergänzt der Autor: „[N]achdem sie es erzeugt haben, wie man im Sinne der Intention des vorliegenden Buches ergänzen könnte“ (S. 73).

Sommer ist nicht nur selbst ein brillanter Formulierer, bei dem man Lust hätte in Einem durch zu zitieren, er zitiert auch selbst Passagen, die nicht nur politisch, sondern auch literarisch von hohem Wert sind. So beginnt er sein Kapitel „Der Hammer der Diagnose“ zum Thema Psychiatrie mit einem Zitat von Ernst Kostal: „Psychiatrie – die Avantgarde reaktionärer Aggressivität und aggressiver Ausgrenzung der unter dem Vorwand des Krankheitsbegriffs von ihr zur Nichtzugehörigkeit Verdammten.“ (S. 84)

Bei all den behandelten Themen fädelt der Autor zwar immer wieder ausführlich persönliche Erlebnisse von *Augustin*-AutorInnen/VerkäuferInnen ein, behandelt derartige Themen aber auch von anderen Blickwinkeln, z.B. von jener der SozialarbeiterInnen. Er fragt hier z.B. in wie fern sich die Sozialarbeit in einem vom Neoliberalismus geprägten Umfeld verändert und entwickelt hat. Hier noch einmal am Beispiel Bahnhof dargelegt:

„In dem Maße, in dem neue Sicherheitsdienste entstehen und in dem ihre Zuständigkeit im öffentlichen und halböffentlichen Raum wächst, wird die Sozialarbeit, wie sie vor ihrer Instrumentalisierung durch die neoliberale Stadt definiert worden war, verdrängt.“ (S. 55)

Das teils überspitzte und scharfe Formulieren trägt zwar viel zur Qualität des Buches bei, der Vergleich von Bettelverboten in mehreren österreichischen Städten mit „neuerlichen ‚Endlösungen der Zigeunerfrage‘“, die es „schon im Ansatz“ zu ersticken gelte (S. 152) – also offenbar eine Anspielung an die Ermordung Zehntausender Roma und Sinti in den Konzentrationslagern der Nazis –, ist dennoch ein rhetorischer Griff daneben. Ähnliches mag man auch beim Vergleich des „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (ein Klassifikationssystem für psychische Erkrankungen) mit dem „Malleus Maleficarum“ (eher bekannt unter dem Namen „Hexenhammer“; eine 1486 veröffentlichte Schrift, die während der spanischen Inquisition zur Hexenverfolgung gebraucht wurde) denken. Wobei: Sommers Argumentation geht in die Richtung, dass Psychiatrie im Grunde genommen nichts anderes sei als ein Instrument zur Sanktionierung von Normabweichung. Dieser Logik folgend, scheint der Vergleich in Ansätzen auch wieder schlüssig – abhängig ist das freilich davon, ob man mit dieser These zu Psychiatrie grundsätzlich etwas anfangen kann oder nicht.

Städteübergreifende Relevanz

„Wie bleibt der Rand am Rand“ ist – inhaltlich und zum Teil auch sprachlich – ein zutiefst wienerisches Buch. Sommers teils bitter-ironische Ausführungen werden hier zur gnadenlosen Anklage und zur politischen Waffe gegen ein System, das an zahlreichen Fronten einen Krieg niederer Intensität gegen seine Marginalisierten führt. Die Überlegungen, die in diesem Buch angestellt werden, haben aber – und das ist wichtig – allgemeine Gültigkeit und städteübergreifende Relevanz. Sie sind für alle da, die schon immer urbane, „reflektierte Wut“ (S. 8) pointiert auf den Punkt gebracht lesen wollten. Und hierfür ist es egal, ob man in Wien, Hamburg, Kopenhagen oder sonst wo wohnt. Darum ist die Lektüre von Sommers Gedanken auch dann mit Nachdruck zu empfehlen, wenn man noch nie einen Fuß nach Wien gesetzt hat.

Robert Sommer 2011:

Wie bleibt der Rand am Rand. Reportagen vom Alltag der Repression und Exklusion.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 978385476-606-3.

152 Seiten. 9,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Urbane, reflektierte Wut. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?.

12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/960>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Die Politisierung des Alltags



amantine

Gender und Häuserkampf

Genderspezifische Aspekte und anti-patriarchale Kämpfe in den Häuserbewegungen in der BRD und Westberlin

Linke Strukturen und deren Aktivitäten bieten Möglichkeiten, einer durchkapitalisierten Gesellschaft Alternativen aufzuzeigen. Dazu gehört auch die Aneignung von Häusern. Das aber auch innerhalb dieser Kämpfe Macht- und Unterdrückungsverhältnisse präsent sind, zeigt das Buch „Gender und Häuserkampf“ von amantine.

Rezensiert von [Ulrich Peters](#)

Der Kampf gegen Gentrifizierung beziehungsweise Umstrukturierung blickt auf eine lange Geschichte zurück. Die Auseinandersetzungen, welche „den sozialen und ökonomischen Umstrukturierungsprozess eines Stadtteils, der mit einer gezielten Aufwertung des Wohnumfeldes sowie Restaurierungs- und Modernisierungsmaßnahmen zu einer entscheidenden Veränderung der Bevölkerungsstruktur führt“ (S. 49), gingen und gehen immer auch mit Aneignung von Räumen, die sich als Gegenpol dieser kapitalistischen Verwertungslogik verstehen, einher. Diese Kämpfe und ihre Traditionen werden in dem Buch „Gender und Häuserkampf“ von amantine, im jeweiligen historischen Kontext, chronologisch dargestellt. Linke Räume sind nicht frei von Hierarchien, auch wenn dieser Anspruch häufig formuliert bzw. vorausgesetzt wird. Die umfangreiche Darstellung von Besetzungen bildet den Rahmen, um die Auseinandersetzungen um Gender, Sexismus/Homophobie und anti-patriarchale Kämpfe sowie die eigenständige Organisation von Frauen/Lesben-Queer-Trans/Tunten in den Häuser/Wagenplatzbewegungen der BRD zwischen 1970 und 2010 zu beleuchten.

Dies geschieht mit Hilfe der Auswertung einer Vielzahl von Schriftstücken aus der Besetzer_innenszene sowie verschiedenen Interviewpartner_innen zum Beispiel des Frauenhauses in der Hamburger Hafenstraße oder dem Berliner Wagenplatz Schwarzer Kanal. Auch wenn diese Auswahl kein Patentrezept zur Überwindung von Macht- und Unterdrückungsverhältnissen darstellen kann, gelingt es amantine, die theoretische Auseinandersetzung um gender nachvollziehbar einzuordnen. Hilfreich ist dabei die Erkenntnis, dass die Debatten bisher überwiegend „in einer zunehmend spezialisierten Sprache [geführt werden], die oft von vielen außerhalb der Universitäten gar nicht verstanden wird“ und an der sich „vorwiegend weiße Deutsche [die] nicht selten einen privilegierten Familienhintergrund [haben]“ (S. 217) beteiligen. Dieser Erkenntnis kann dazu beitragen, sich intensiver mit theoretischem Hintergrundwissen auseinanderzusetzen und es auch in die Praxis zu übertragen. Denn genau hier sieht amantine den wesentlichen Faktor. „Entscheidend ist letztendlich die Veränderung im Konkreten, in der Praxis und nicht durch das Rezipieren theoretischer Diskurse. Nicht wenige sprechen deswegen von einem patriarchalen Rollback, der sich in immer wiederkehrenden Vorfällen und Diskussionen offenbare.“ (S. 221)

Der Blick zurück...

Stadtentwicklungspolitische Entscheidungen, mit zum Teil verheerenden Folgen für Anwohner_innen, sahen und sehen sich immer auch mit dem Widerstand von Betroffenen konfrontiert. amantine zeichnet daher im ersten Teil des Buches Häuserkämpfe historisch nach. Ersichtlich wird dabei, dass sich die Beweggründe von den ersten Besetzungen beziehungsweise Aneignungen von öffentlichen Räumen nicht wesentlich von aktuellen unterscheiden. Im April

1872 wurden zwei Häuser in Berlin besetzt und es entstanden mehrere sogenannte Hüttendorfer. Die bekannteste war wohl die Republik Barackien, die in der Nähe des Cottbusser Tores bis zu 163 Familien beherbergte. Die kulturelle und politische Bedeutung Berlins führte in dieser Zeit zu einem Bauboom.

„Der größte Teil der Baumaßnahmen unterlag jedoch Kapitalmaximierungs- und Repräsentationsinteressen (...). In erster Linie wurde Raum für Gewerbe und Industrie, politische Verwaltungen und Konsumeinrichtungen geschaffen. (...) Häuser wurden abgerissen für Geschäfts- und Bürozwicke und ganze Stadtteile aufgekauft, um dort Platz für Warenhäuser oder Gebäude für Behörden zu schaffen.“ (S. 9)

Nicht nur aus diesen Gründen, kommt es auch 100 Jahre später zu einer neuen Hochphase der Hausbesetzungsbewegung. Amantine teilt diese Bewegung in zeitliche Phasen ein und zeichnet anhand derer die Entwicklung dieser Szene nach und die sich in ihnen ergebenden Debatten, Auseinandersetzungen, Niederlagen aber auch (Teil-)Erfolge. Dieser Einteilung nach erfolgt die Darstellung von Bewegungen um die Jahre 1970, 1980/81, 1989/90 sowie von 1990 bis 2009. Die antikapitalistischen Beweggründe beziehungsweise sich aus der Lebensrealität ergebende Motivation zur Aneignung von Häusern, Plätzen oder öffentlichem Raum wird in den neueren Bewegungen noch ergänzt, durch explizite Schaffung von Freiräumen für linke Politik und Subkultur. Auch geht es um den Anspruch, im Zusammenleben die persönliche Veränderung zu suchen und Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen, die sich auch in menschlichen Beziehungen aufzeigen.

Die erste Hausbesetzung dieser Zeit findet am 10. April 1970 durch einen Verein, der antiautoritäre Jugendarbeit leistet, in Köln statt. Als weitere Zentren bilden sich Frankfurt a.M., hier insbesondere auch mit einem hohen Anteil an Mietstreiks und Besetzungen von Migrant_innen, auch wenn diese häufig nicht auf großes Interesse der deutschen Linken stießen, sowie Hamburg und Berlin. Auch erste Hausbesetzungen in Ost-Berlin, die es seit den 1970er Jahren gab, und die Entstehung von Wagenplätzen, von denen es laut einer Schätzung aus dem Jahre 2007 circa 160 in der gesamten BRD gibt, finden ihren Platz in der facettenreichen Auflistung von Besetzungsbewegungen. Gerade aber West-Berlin, mit dem Schwerpunkt auf Kreuzberg, gilt als Ursprung der Hausbesetzer_innenbewegung der 1980er Jahre, in der Neue Soziale Bewegungen und die sich entwickelnde Autonome Szene zusammentreffen.

Diese Einschätzung hängt des Weiteren mit dem Umstand zusammen, dass die rechtlich ungeklärte Situation nach Auflösung der DDR und der enorme hohe Leerstand in vielen Ostberliner Bezirken, vor allem aber Friedrichshain und Prenzlauer Berg, ein guter Nährboden für Besetzungen war. „Allein in Berlin gab es schätzungsweise von 1971 bis 2010 an die 400 Besetzungen. Circa 200-250 Häuser sind insgesamt legalisiert worden.“ (S. 37) Diese Welle von Legalisierung ist mit Sicherheit nur ein Faktor, der dazu führte, dass von einer Bewegung mit hohem Aktivismus, gesellschaftlicher und politischer Relevanz, in der Form nicht mehr zu sprechen ist. Dennoch, und das wird in der theoretischen Auseinandersetzung mit Gentrifizierung deutlich, haben

„die Häuserkämpfe (...) neben dem Ziel des eigenen Wohnraums, dem Aufbau politischer Strukturen und Subkulturen und letztendlich der Verwirklichung anderer kollektiver Lebensformen jenseits des Mainstreams auch die Umstrukturierungsmaßnahmen und Gentrifizierungsprozesse thematisiert und bekämpft“ (S. 54).

...muss sich auch nach innen richten!

Die Frauenbewegung der späten 1960er Jahre hat gesellschaftliche Strukturen wesentlich verändert. Nicht nur die Analyse der Herrschafts- und Machtverhältnisse in Beziehungen, die Ausbreitung alternativer Wohn- und Lebensformen bis hin zur tendenziellen Auflösung der patriarchalen Kleinfamilie als gesellschaftliche Normvorstellung ist dieser anzurechnen. Als

wesentlichen Kristallisationspunkt dieser Debatten sieht amantine die Wohn- und Lebensstrukturen in besetzten Häusern beziehungsweise Hausprojekten. „Autonome FrauenLesben als Teil der autonomen FrauenLesben-Bewegung als auch als Teil der Autonomen und Häuserbewegung spielten in diesen Auseinandersetzungen eine entscheidende Rolle.“ (S. 67) In der Theorie hat sich der Intersektionalitätsansatz (Begriffserklärung siehe [hier](#)) und gender als soziale und kulturelle Konstruktion weit verbreitet. amantine geht es daher maßgeblich „um die Sichtbarmachung von FrauenLesben Widerstand gegen patriarchale Strukturen“ (S. 67). In vielen zum Teil drastischen Schilderungen von Auseinandersetzungen wird deutlich, dass die Kämpfe in unterschiedlicher Intensität immer weiter geführt werden müssen und von einem Standard noch lange nicht die Rede sein kann. Die radikale Kritik an männerdominierten Strukturen in politischen Gruppen führte schon in der „68er-Bewegung“ zur Notwendigkeit einer feministischen Gegenkultur, die sich unter anderem in der Besetzungsbewegung niederschlägt. Gründe finden sich auch in der frühen Kritik am Begriff der „sexuellen Revolution“, die in erster Linie für „männerzentrierte Körperlichkeit, (...) für ein patriarchales Herrschaftssystem, das durch sozialistische Umsturzvorstellungen nicht berührt worden war, für weibliche Abhängigkeit, Entmündigung und Unterwerfung“ (S. 76) stand.

Die erste ausschließlich von Frauen erfolgte Hausbesetzung gab es 1973 in Frankfurt a.M. Neben dem Kampf gegen Leerstand ging es hier, wie auch bei späteren Besetzungen, darum, die selbstbestimmte Frauenorganisation zu stärken und Räume von Frauen für Frauen zu schaffen. Anfang der 1980er Jahre trafen feministische Positionen mit dem Entstehen der Autonomen zusammen und die Selbstorganisation von Frauen, die nun auch deutlicher die Auseinandersetzung mit linken Männern suchte, gewann an Bedeutung. So entstanden Anfang der 1990er Jahre in Berlin ein Frauenhaus in der Mainzer Straße, ein FrauenLesben-Haus in der Brunnenstraße, der queere Wagenplatz Schwarzer Kanal, das Hausprojekt Liebigstraße 34 oder das Tuntenhaus, um nur einige Beispiele zu nennen.

„Ein Teil der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung, die sich in der Häuserbewegung verorteten, aber eigenständig organisierte und nicht mit Männern zusammenleben wollte, hat dies mit patriarchalen und dominanten Verhaltensweisen und Strukturen der männlichen Genossen in gemischten Gruppen der autonomen, anti-autoritären Linken im Allgemeinen und innerhalb der Häuserbewegung im besonderen begründet.“ (S. 116)

Daher finden genau hier auch Debatten und Auseinandersetzungen um Sexismus, sexualisierte Gewalt und Patriarchat statt, von denen im Buch einige nachgezeichnet werden. Da diese „zum Teil sehr massive Gewalt und Reaktionen darauf dar(stellen) und besser in einem sicheren Umfeld und in einer Situation der emotionalen Stabilität gelesen werden (sollten), da die Gefahr von Triggern (Auslösern) gegeben ist“ (S. 128) wird hier eher auf die theoretischen Auseinandersetzungen und deren Umgang eingegangen werden. Deutlich herausgestellt wird allerdings, dass unabhängig vom jeweiligen Kontext – die Beispiele umfassen einen Zeitraum von 25 Jahren – Sexismus und sexualisierte Gewalt häufig unhinterfragter Bestandteil von Beziehungen und alltäglichem Verhalten in linken und subkulturellen Strukturen sind. Dieser findet sich jedoch nicht nur im eigenen Wohnumfeld wieder, sondern ebenso auch auf Demonstration, Kongressen oder anderen politischen Veranstaltungen. Wie wenig Sensibilität im Umgang vorherrscht, beschreibt amantine unter anderem am Beispiel der Auseinandersetzung um sexistische Grenzüberschreitungen der Gruppe *Fuck for Forest* (FFF) auf einem Anarchie-Kongress 2009 in Berlin.

"Dazu zählen das permanente Nackt-Herumlaufen der Gruppe FFF auf dem Kongress, die Weigerung sich anzuziehen und anzuerkennen, das Nacktheit eine Grenzüberschreitung darstellen kann, und das, obwohl sie von mehreren darauf hingewiesen worden waren, dass sich einige durch die Nacktheit, insbesondere der Männer, erheblich beeinträchtigt fühlten sowie homophobe Äußerungen wie „Hardcorelesbe“." (S. 150)

Aufgrund einer nicht geringen Anzahl von Solidarisierungen durch Teilnehmer_innen und der Einsicht, dass ein Ausschluss der Gruppe und Unterstützer_innen nicht gewaltfrei durchzusetzen

schien, musste der Kongress letztlich abgebrochen werden. Nur eines von mehreren Beispielen, an denen deutlich wird, dass eine Auseinandersetzung über anti-sexistische Praxis noch lange nicht Einzug gehalten hat.

Als Mittel der Auseinandersetzung und Etablierung von anti-sexistischer Praxis beschreibt amantine abschließend die Organisierung von/in Männergruppen und die Kritik an Heteronormativität sowie die Sichtbarmachung von Trans/Queer/Tunten. Die ersten Männergruppen entstanden in den 1970er Jahren, doch erst Ende der 1980er Jahre bildete sich eine Bewegung heraus, die sich kritisch mit ihrem eigenen Sexismus, Sexismus in der „Szene“ und patriarchalen gesellschaftlichen Strukturen beschäftigte. Wesentlich war und ist auch heute noch eine kritische Reflexion „männlicher Militanz“ auf Demos. Diese ist notwendig,

„um so zu verhindern, daß Gewalt sich verselbstständigt, Ausdruck männlichen Macker- und Gewaltverhaltens ist. (...) Schwarzgekleidete sich als autonome Antifas bezeichnende Macker tragen ihre Revierkämpfe mit meist männlichen Faschos aus und/oder pöbeln Frauen an. Antifa ist ‚in‘ und das scheint auch zu heißen, daß viele Männer ihr Mackerverhalten unter dem Deckmantel Antifa ausleben können. (...) Dazu gehören auch coole Sprüche und Verbalradikalismus und das Abwerten von anderen Widerstandsformen sowie das Abqualifizieren von Frauen in Stresssituationen mit Faschos.“ (S. 168)

Dass diese 15 Jahre alte Kritik noch immer aktuell erscheint, lässt an der Veränderbarkeit der „Szene“ oftmals zweifeln. Am 19. November 2011 gingen mehrere tausend Menschen in Gedenken an einen von Neonazis ermordeten Hausbesetzer in Berlin auf die Straße. Das aus dem Lautsprecherwagen ein Lied der Punk-Band *Heiter bis Wolkig* ertönt, um die es seit Mitte der 1990er Jahre heftige Auseinandersetzungen wegen Vergewaltigungsvorwürfen und sexistischem Auftreten gab oder aber ganze Reihen auf der Demo Polizist_innen, trotz aller berechtigter Kritik an diesen, als „Hurensöhne“ bezeichnen, zeigt auf, wie wichtig der Blick eben gerade auf innerlinke Debatten ist. Diesen zu stärken ist eines der großen Verdienste des Buches.

amantine 2011:

Gender und Häuserkampf. Genderspezifische Aspekte und anti-patriarchale Kämpfe in den Häuserbewegungen in der BRD und Westberlin.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-508-0.

232 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Ulrich Peters: Die Politisierung des Alltags. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/963>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Der erschriebene Aufstand



Sascha Schierz

Wri(o)te

Graffiti, Cultural Criminology und Transgression in der Kontrollgesellschaft

Graffiti, Skateboarding, D(o)I(t)Y(oursel), Schwarzer Block und das widerständige Potential urbaner Subkulturen – eine poststrukturalistisch informierte Betrachtung des Wechselspiels von Kontrolle und Transgression im städtischen Raum.

Rezensiert von [Jorane Anders](#)

Sascha Schierz legt mit „Wri(o)te. Graffiti, Cultural Criminology und Transgression in der Kontrollgesellschaft“ seine Dissertation aus dem Fachbereich der Bildungs- und Sozialwissenschaften vor. Der nicht ganz eingängige Titel liefert gleichwohl einen guten Überblick über die Breite der Themen, die zur Sprache kommen: Es geht um Graffiti-Writing und sein Ineinandergreifen mit dem Aufstand („riot“) und damit um eine Verortung von Graffiti im sozialwissenschaftlichen Rahmen zwischen Kontrollgesellschaft und der Möglichkeit der Transgression, also (Grenz-)Überschreitung.

Der Kern der Arbeit wird gebildet durch eine Fallanalyse des Graffiti-Writing. Schierz liefert im Kapitel „Vergnügen: Writing als Gefühlswelt, Performanz und Kultur“ einen gelungenen historischen Überblick über Entstehungsbedingen und Entwicklungen des Writing und klärt zentrale Begrifflichkeiten und Motivationslagen, die einen umfassenden Überblick über das Phänomen geben. Dabei analysiert er eine Reihe von Filmen, die neben Spielfilmen von „Wild Style“ bis „Whole Train“ und eher neutralen Dokumentationen auch Szenefilme wie „Dirty Handz“ oder „Consequence III“ umfasst. Immer wieder wird dabei die Wechselwirkung mit der Stadt aufgegriffen, die zunächst die wesentliche Leinwand wie auch das Publikum bereitstellt, durch die die zentralen Entstehungsbedingungen des Writings erst gestellt werden. Auf der anderen Seite: „Graffiti verändern die Wahrnehmung und das Gefühl für die Stadt. Die ganzen ‚Tags‘ und Bilder, man kennt sie und kriegt Veränderungen mit.“ (S. 240) Die Konstruktion der Illegalität (die Rechtslage war lange Zeit unklar, da der Straftatbestand der Sachbeschädigung eine unwiederherstellbare Oberflächenveränderung verlangte, die im Falle von Graffiti oftmals nicht gegeben ist) dient dabei der Sicherung bestehender Eigentumsverhältnisse und versucht das Privileg der Gestaltung des öffentlichen Raums einer zahlungsfähigen Kundschaft vorzubehalten. Doch gerade durch die Illegalität schreibt sich die Kritik der Verhältnisse ins Writing ein:

„Die Flächen städtischer Wände werden zu öffentlichen Räumen, die wiederum diskurs- und kritikfähig sind. Die private Gestaltungshoheit über die Wand bzw. das Privileg, den städtischen Raum in einer als legitim geltenden Weise zu formen, werden performativ kritisiert.“ (S. 331)

Vor allem an den Dokumentarfilmen zeigt Schierz auch Reaktionen seitens Medien, Politik und Polizei auf, die Möglichkeiten von Gegenmaßnahmen und Kontrolle thematisieren. Inwiefern von dieser Seite ein arg reduziertes Verständnis des Phänomens an den Tag gelegt wird, wird durch die Gegenstimmen und ihre Kontextualisierung in den Filmen schnell offenbar. Später wird noch näher auf fortschreitende Entwicklungen des Stadtmanagements Bezug genommen. Während hier versucht wird, dem Ideal der weißen Wand einen Bonus an Sicherheit und Sauberkeit abzugewinnen und aus der postindustriellen Stadt einen streng geordneten Erlebnisraum für ein bürgerliches Durchgangspublikum zu schaffen, steht Writing dem als Einbruch eines kriminellen

„Anderen“ gegenüber. „Es ist die kurzfristige Realisation von Autonomie und Eigensinn in einem urbanen Alltag, der durch Kontroll- und Ordnungsimperative geprägt erlebt wird.“ (S. 474)

Doch auch kritische Perspektiven auf die Graffiti-Subkultur kommen bei Schierz nicht zu kurz. So widmet sich ein eigenes Unterkapitel der Frage „Der Krieg der Stile als reine Männersache? Gender und Writing“, um sich mit der ungleich kleineren Beteiligung nicht-männlicher Akteur_innen in der Writingszene auseinander zu setzen. Ebenso wird auf die steigende Vermarktungsfähigkeit von Graffiti eingegangen, das mittlerweile nicht nur Farb- und Zubehörherstellern ein beschauliches Auskommen ermöglicht, sondern auch Einzug in diverse Werbespots gefunden hat oder gar auf im Gentrifizierungsprozess befindliche Kieze zwischenzeitlich eher als Auf- denn als Abwertung wirken kann.

Den Hintergrund der Ausführungen stellt eine umfassende theoretische Diskussion der Frage nach den Veränderungen der Formen sozialer Kontrolle in der postindustriellen Gesellschaft. Dazu wird eine umfangreiche Darstellung gängiger wie auch weniger bekannter sozialwissenschaftlicher Ansätze geliefert, die sich mit den Phänomenen Macht und Kontrolle beschäftigen. Während souveräne, repressive Machtverständnisse sich noch an der Allmacht des absolutistischen Monarchen orientieren, spricht Schierz zunächst dem von Michel Foucault ausgearbeiteten Konzept der Disziplinarmacht das Verdienst zu, den Blick stärker auf die Mechanismen von „Überwachen und Strafen“ zu lenken. Das tragende Modell von Macht für die Arbeit liefert schließlich die Deleuzesche Vorstellung einer fast ohne Repressionsapparat auskommenden (jedoch deswegen nicht minder problematischen) Kontrollgesellschaft. Die Eingriffe der Kontrollgesellschaft vollziehen sich zwar für die Einzelnen fast unmerklich, dadurch jedoch erweitern sie zunächst ihren Einflussbereich und machen sich gleichzeitig weniger angreifbar; „Disziplinierung oder Normalisierung treten hinter die Kultivierung und das Management von Differenzen zurück.“ (S. 84) Die in Frage stehenden Differenzen verbleiben eng umrissen, gleichwohl bietet damit jede Überschreitung der vorgegebenen Bahnen bereits einen Ansatzpunkt für so etwas wie „Alltagsdissidenz“, quasi eine auf alltäglicher Ebene und im Kleinen operierende Widerstandsform:

„Während das aktuelle Sicherheitsdispositiv sich dadurch auszeichnet, Ströme von Menschen und Gütern durch Kontrollen zu regulieren, bzw. sein Subjekt situativ kontextualisiert zu fassen, beruhen diese subalternen Praxen auf einer Performanz und Dekontextualisierung von bestimmten Orten [...]“ (S. 97)

Eine solche Praxis stellt Schierz als Element verschiedener subkultureller und/oder kriminalisierter Bewegungen heraus, die von Skateboardfahren über öffentliche Punkertreffen, Drogenkonsument_innen bis hin zur DIY-Szene und autonomen Demonstrationen reichen. In der ausführlichen Fallanalyse wird hier auch das Writing eingeordnet, das eine performative Kritik an wohlstandsabhängiger Gestaltungshoheit leistet und auf eine Umwidmung architektonischer Oberflächen zur Leinwand und Galerie abzielt. Und nicht zuletzt: „Graffiti stellen auch eine bunte Art dar, der Gesellschaft seinen Mittelfinger zu zeigen und ihr, wenn auch nur partiell, die Gefolgschaft zu versagen.“ (S. 236)

**

Die Dissertation kann [hier](#) kostenlos heruntergeladen werden.

Sascha Schierz 2009:

Wri(o)te. Graffiti, Cultural Criminology und Transgression in der Kontrollgesellschaft.

Vechtaer Verlag für Studium, Wissenschaft und Forschung.

ISBN: 978-3-937870-10-5.

493 Seiten.

Zitathinweis: Jorane Anders: Der erschriebene Aufstand. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?.
12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/964>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Es ist deutsch in Kaltland



Karsten Krampitz / Markus Liske / Manja Präkels (Hg.)
Kaltland
Eine Sammlung

Ein Lesebuch, das es so noch nicht gab, erzählt die unbequemen Kapitel der letzten 20 Jahre deutscher Geschichte. Es handelt vom ganz normalen Wahnsinn und den blinden Flecken im nicht mehr ganz so neuen und vereinigten Deutschland.

Rezensiert von [Tompá Láská](#)

Im deutschen Gedenkmарathon der letzten drei Jahre bei dem der sogenannten friedlichen Revolution gedacht wurde, gingen einige Facetten der Ereignisse vor 20 Jahren unter. Auch in den „Wenderomanen und –filmen“ kamen die Ereignisse in Hoyerswerda, Eberswalde, Rostock-Lichtenhagen und vielen anderen Orten nicht mal am Rande vor. Es ist ein sehr deutsches Gedenken. Bestimmte Opfergruppen werden konsequent ausgeklammert, weil sich sonst Fragen gestellt werden müssten, die auch die Rolle der Politik und der sogenannten bürgerlichen Mitte in dieser Zeit eher kritisch beleuchten würden. Denn so friedlich wie man in den Medien gerne feststellt, waren diese Revolution und ihre Folgen nämlich nicht. Brennende Asylbewerberheime, zu Tode geprügelte und in den Tod getriebene als nicht deutsch Wahrgenommene und Politiker_innen großer Parteien, die von „Asylantenflut und „das Boot ist voll“ redeten, stellen eine andere Realität dar. Der nun erschienene Sammelband „Kaltland“ setzt sich zum Ziel, all diesen Wohlfühlwende- und –nachwendegeschichten ein Gegengewicht entgegen zu setzen.

Der Bezug des Titels auf den Text der Neuwieder Punk-Band *Toxoplasma* ist hier mehr als naheliegend, spiegelt sich doch die Stimmung des 1994 auf dem Album „Leben Verboten“ erschienenen Songs „Deutsch in Kaltland“ fast eins zu eins in dem Buch wider. Der Text des Liedes hätte durchaus auch in die Sammlung gepasst. Im Refrain heißt es: „Es ist Deutsch in Kaltland / in dem Land der sauberen Bürgersteige / Wo die Ordnung mehr als alles andere zählt / Es ist Deutsch in Kaltland in dem Land der glänzenden Fassaden / Wo man die wahre Reinheit / Für die reine Wahrheit hält“.

In der Form sind die Beiträge sehr unterschiedlich. Es werden Interviews geführt, Reisen durch den Osten Deutschlands dokumentiert, aber auch Ausschnitte aus Theaterstücken und Gedichte beschäftigen sich mit dem übergeordneten Thema. So breit wie die Texte angelegt sind, so vielschichtig gestaltet sich auch die Autor_innenschaft. Punkrocker (Schorsch Kamerun, Key Pankonin) kommen ebenso zu Wort, wie Schriftsteller_innen, Filmemacher_innen, Theaterleute und in die Politik gegangene ehemalige Hausbesetzer (Freke Over). Sie alle eint die Darstellungen der Nachwendezeit aus ihrer eigenen, persönlichen Sicht. Um eine wissenschaftliche Analyse der Ereignisse kann es hier allerdings nicht gehen. Es treten Sichtweisen zutage, die in der öffentlichen Wahrnehmung selten eine Rolle spielen. Die Herausgeber_innen, Karsten Krampitz, Markus Liske und Manja Präkels, versuchen in chronologischer Vorgehensweise ein Bild zu zeichnen, das als unbequeme Ergänzung bzw. Richtigstellung zu Teilen des offiziellen Geschichtsbildes der Ereignisse der letzten 20 Jahre in Deutschland zu sehen ist.

Deutsche Zustände

Zwei besonders bewegende und entsetzende Texte sind die Beiträge von Jochen Schmidt (1992 mit einem Kamera-Team im „Sonnenblumenhaus“ in Rostock-Lichtenhagen) und die Auszüge aus dem Stück „Der Kick“ von Andres Veiel und Gesine Schmidt. In Ersterem wird die beklemmende und scheinbar ausweglose Situation der vietnamesischen Vertragsarbeiter während des Angriffs auf das „Sonnenblumenhaus“ beschrieben. Auch die unter Lebensgefahr erfolgte Rettung war mehr eine Frage von Glück, als Resultat der polizeilichen Hilfe oder anderer zuständigen Stellen. Jochen Schmidt war selbst mit im Haus und konnte somit auch im Nachhinein als Journalist falschen Darstellungen von offizieller Seite entgegenwirken. Im zweiten Text geht es um den menschenverachtenden Mord an dem Jugendlichen Marinus S. im uckermärkischen Potzlow im Jahre 2002. Die hier abgedruckten Auszüge unterscheiden sich sehr von dem vorangegangenen Text. Denn hier ist die Perspektive eine völlig andere. Die Täter bleiben keine Mitglieder eines anonymen Kollektivs, das von der johlenden Menge in ihren Taten bekräftigt wird, sondern sie kommen auch selbst zu Wort. Daraus geht ziemlich klar das fast emotionslose Vorgehen und die totale Missachtung menschlichen Lebens durch die Täter hervor. Aber auch die Reflexe, die so oft nach ähnlichen Taten, wie aus einem vorgefertigten Baukasten, hervorgeholt werden, nehmen Gestalt an, wenn der Bürgermeister sagt:

„Potzlow ist ein ganz normales Dorf. Wir haben hier einen Taubenzüchterverein und eine Freiwillige Feuerwehr. Vor ein paar Jahren sind wir zum schönsten Dorf Deutschlands gewählt worden. Vor der Wende gab es fünfhundert Einwohner, inzwischen sind es sechshundert. Das ist doch auch was.“ (S. 171)

Die Tat und das Umfeld in der sie geschehen ist, rückt in den Hintergrund. Es zählt nur die Abwendung vom Übel, als welches die weltweite Berichterstattung über diese abscheulichen Geschehnisse angesehen wird. Was beiden Ereignissen gemein ist: Es gab in beiden Fällen keine konsequente Aufarbeitung der Taten! Oft kommt dazu noch eine Täter-Opfer-Umkehr wie wir es auch in vielen geschichts-politischen Diskursen erleben.

Das vorliegende Buch will die blinden Flecken in der jüngsten Vergangenheit sichtbar machen und eine breitere gesellschaftliche Diskussion anregen. Ein Gegenpol zu massenwirksamen Veröffentlichungen wie „Sonnenallee“ zu sein, ist die wichtige und richtige Intention dieses Buches. Werden viele gerade diese Geschichten in „Zeiten der Krise“ - wenn es um Verteilungskämpfe geht, zählen nicht die Nachbarn oder die denen es schlechter ergeht, sondern nur das eigene Vorankommen - wohl eher weniger interessieren, scheint die Auseinandersetzung mit den Inhalten des Buches umso wichtiger. Es ist eben sehr deutsch in Kaltland!

Karsten Krampitz / Markus Liske / Manja Präkels (Hg.) 2011:
Kaltland. Eine Sammlung.
Rotbuch, Berlin.
ISBN: 978-3-86789-144-8.
288 Seiten. 14,95 Euro.

Zitathinweis: Tompa Láska: Es ist deutsch in Kaltland. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/965>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Die Kämpfe um ein besseres Leben – Ein Blick zurück



Ralf Hoffrogge

Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland

Von den Anfängen bis 1914

Der Kampf gegen die Prekarisierung der Lebensverhältnisse und die Fragen danach, wie sich soziale Unzufriedenheit und Opposition organisieren lassen und inwieweit ein „gutes Leben“ hier und heute möglich ist, sind nicht erst heute zu beobachten. Es gibt eine Geschichte der Kämpfe und Organisationsversuche, auf die sich die heutige Linke (als Bewegung) beziehen kann und sollte.

Rezensiert von [Ismail Küpeli](#)

Allerdings scheint die frühe Geschichte der Arbeiterbewegung zunehmend nur noch für HistorikerInnen relevant zu sein. Gegenwärtige linke und klassenkämpferische AkteurInnen beziehen sich (wenn überhaupt) eher symbolisch auf die damaligen Kämpfe und Auseinandersetzungen. Mit dem Anspruch, hier Abhilfe zu schaffen, damit nicht „Erfahrungen der Vergangenheit in den politischen Auseinandersetzungen vergessen“ (S. 202) werden, erschien das Buch „Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland“. Es soll keine bloße Einführungslektüre für GeschichtsstudentInnen sein, sondern bereits gemachte Erfahrungen für die gegenwärtigen sozialen Kämpfe nutzbar machen.

Der positive Bezug auf die Erfahrungen der frühen Arbeiterbewegung wird in Deutschland allerdings erschwert. Zum einen entstand durch die Zerschlagung der Organisationen und Strukturen der Arbeiterbewegung 1933 eine Lücke und erst nach 1945 wurden diese mühsam wiederaufgebaut. Zum anderen ist aber eine mehrfache politische Niederlage der Arbeiterbewegung und der sozialistischen Parteien festzustellen – nicht zuletzt bei der Kriegsfrage 1914, bei der Zerschlagung der Arbeiteraufstände und Räteregierungen 1919 und auch beim letztlich erfolglosen Kampf gegen den Nationalsozialismus. Dies macht aber eine Aufarbeitung nicht überflüssig. Ganz im Gegenteil: Bei einer künftigen Phase von zunehmenden sozialen Konflikten wäre es fatal, wenn ähnliche Fehler wiederholt würden.

Ralf Hoffrogge analysiert die historische Phase bis 1914, sodass die als „globale Niederlage“ (S. 196) des Sozialismus verstandene Zustimmung der sozialistischen Parteien zum Krieg den Schlusspunkt bildet. Die Darstellung beginnt mit der Entstehung des Kapitalismus und dem damit verbundenen Auftauchen der ArbeiterInnen als eine neue soziale Klasse. Dabei werden die Kämpfe der frühen ArbeiterInnen als Kämpfe *gegen* die Arbeit gewürdigt und in die Geschichte der Klassenkämpfe integriert. So wird etwa die Bewegung der Maschinenstürmer, die in der traditionell-marxistischen Geschichtsschreibung als unorganisiert, irrational und reaktionär dargestellt wurde, neu bewertet. Es wird darauf verwiesen, dass die Maschinenstürmer sehr gut organisiert waren und die Zerstörung der Maschinen für die damalige Zeit eine viel sinnvollere Arbeitskämpfungsmethode war als etwa Streiks.

Eine weitere Revision betrifft die Rolle von Karl Marx und Friedrich Engels in den frühen Jahren der sozialistischen Bewegung. Entgegen einer weit verbreiteten Wahrnehmung, dass die beiden Figuren sehr früh eine zentrale Rolle gespielt hätten, weist der Autor daraufhin, dass zuerst andere

politisch wichtiger waren (so etwa in Deutschland Ferdinand Lasalle) und erst in den 1860er Jahren Marx und Engels eine gewisse Bedeutung erhalten haben.

Dieser Ansatz, die Debatten und Konflikte der sozialistischen Arbeiterbewegung einer Neueinschätzung zu unterziehen, wird im Buch weiterverfolgt, wenn es etwa darum geht, das Verhältnis zwischen den Parteien und Gewerkschaften einerseits und den einzelnen ArbeiterInnen andererseits neu zu bestimmen. Gegen die traditionelle Geschichtsschreibung, die sich vielfach auf große Organisationen konzentriert und so die ArbeiterInnen als Subjekte wenig beachtet, hatte sich seit den 1970er Jahren eine neue Lesart der Arbeiterkämpfe etabliert, die eine selbstorganisierte „andere Arbeiterbewegung“ jenseits der „professionalistischen Arbeiterbewegung“ der Parteien und Gewerkschaften sieht. Hoffrogges These ist, dass es sich hier weniger um zwei gegensätzliche Bewegungen handelt, sondern dass vielmehr die „andere Arbeiterbewegung“ lediglich die unzufriedene Basis der organisierten Arbeiterbewegung ist und gibt Beispiele, in der spontane und oft illegale Arbeitskämpfe und die offizielle Partei- und Gewerkschaftspolitik zusammengewirkt haben.

Die zahlreichen lesenswerten Kapitel, die sich auch mit Themen wie etwa „Alkohol und Sozialismus“ beschäftigen, sollen an dieser Stelle nicht nacherzählt werden. Stattdessen folgen jetzt zwei Kritikpunkte und eine Gesamteinschätzung.

Der erste Punkt betrifft den Standpunkt und die Perspektive des Autors, der sowohl die „andere Arbeiterbewegung“ als auch die anarchistischen und syndikalistischen Akteure aus der organisierten Arbeiterbewegung ableitet und so deren Eigenständigkeit relativiert. Von den Gegensätzen zwischen AnarchistInnen und MarxistInnen abgesehen, gerät so aus den Augen, dass in den Kämpfen ArbeiterInnen und „ihre“ Gewerkschaften unterschiedliche Interessen und Ziele hatten. Die Gewerkschaften haben organisationseigene Interessen, die nicht immer deckungsgleich mit den Interessen der ArbeiterInnen sind. Allerdings betrifft dieser Kritikpunkt den grundsätzlichen und kontroversen Streit darüber, ob für eine klassenkämpferische Linke Parteien und Gewerkschaften als Organisationsformen tauglich sind oder nicht. Ebenso sollte darauf verwiesen werden, dass der Autor sich intensiver als in vergleichbarer Einführungsliteratur mit Ansätzen jenseits der organisierten Arbeiterbewegung beschäftigt.

Ein zweiter Aspekt betrifft eher formale und didaktische Aspekte. Der Autor verzichtet weitgehend, bis auf eine Zeittafel am Ende, auf andere Möglichkeiten der Darstellung jenseits von Fließtext, wie etwa Tabellen, Grafiken und Bilder. Dabei gibt es einige Stellen, an denen Wahlergebnisse, Streikbeteiligung u.ä. sehr gut anders darstellbar gewesen wären. Eventuell sollte in einer Neuauflage und im angekündigten zweiten Band (1914-1933) mehr auf solche Mittel zurückgegriffen werden.

Trotz des inhaltlichen Dissens: Das Buch ist für alle, die sich für die Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland interessieren, sehr empfehlenswert. Die verwendete Sprache ist angemessen und verständlich, ohne banal zu werden. Die Analyseschritte sind nachvollziehbar und gut belegt. Wer sich für einzelne Aspekte interessiert (wie etwa „Homosexualität und Sozialismus“) findet genug Hinweise, um sich tiefer einzulesen.

Ralf Hoffrogge 2011:

Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland. Von den Anfängen bis 1914.

Schmetterling Verlag, Stuttgart.

ISBN: 3-89657-655-0.

216 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Ismail Küpeli: Die Kämpfe um ein besseres Leben – Ein Blick zurück. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/961>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Nachwuchsprobleme der Bundeswehr – und die militär-politische Antwort: Militarisierung des Zivilen



Michael Schulze von Glaßer

An der Heimatfront

Öffentlichkeitsarbeit und Nachwuchswerbung der Bundeswehr

Der freiberufliche Journalist und Autor Michael Schulze von Glaßer, der für seine zahlreichen Beiträge in Tages- und Wochenzeitungen weithin bekannt ist, legt mit diesem Buch eine versierte Ausarbeitung zur Militarisierung des Zivilen vor.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Der Afghanistan-Krieg, Berichte über getötete deutsche Soldaten und über getötete Zivilisten, tragen zu einer auch aktuellen Skepsis in der deutschen Bevölkerung gegenüber dem Militärischen bei (die historischen kriegerischen Erfahrungen stützen diese Perspektive). Diese Skepsis hält sich dauerhaft, wie Schulze von Glaßer anhand soziologischer Erhebungen – externer wissenschaftlicher und solcher des *Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* – herausarbeitet. Selbst dem Geheimdienst der USA, dem CIA, ist dies bewusst geworden, so dass in Geheimdokumenten des CIA – die auf der „Enthüllungsplattform“ Wikileaks veröffentlicht wurden – Möglichkeiten eruiert wurden, wie die Akzeptanz für den Krieg in der Bevölkerung in Deutschland (und in Frankreich) gestärkt werden könnte (S. 28). Unterdessen sind das keineswegs die einzigen Probleme, die das Erscheinungsbild der Bundeswehr in der Bevölkerung beeinträchtigen: „Die Misshandlung von Grundwehrdienstleistenden durch höherrangige Soldaten, rechtsextremistische sowie frauenfeindliche Übergriffe sind nur einige der Skandale, über die öfters in den Medien zu lesen ist“ (S. 28) und die die Stimmung in der Bevölkerung prägen.

So ergab eine Umfrage aus dem Jahr 2007, dass sich lediglich 25 Prozent der jungen Männer vorstellen konnten, eine gewisse Zeit lang als Soldat oder ziviler Mitarbeiter bei der Bundeswehr tätig zu sein, 27 Prozent meinten „vielleicht“, die übrigen 48 Prozent konnten sich dies überhaupt nicht vorstellen (S. 15). Besonders deutlich ist die Ablehnung bei den Abiturienten und Abiturientinnen – und das obwohl die Bundeswehr gerade hier, auf Grund kompliziert zu bedienender Waffensysteme, Bedarf hat. Abiturienten strebten zunehmend „nach Idealen wie Selbstentfaltung und Partizipation“, weshalb die militärischen Kategorien „Gehorsam, Pflichtbewusstsein und Unterordnung“ für sie „unattraktiv“ sind (S. 15). Zu diesen Ergebnissen gelangten auch neuere Ergebnisse, die nach dem „Aussetzen“ der Wehrpflicht erhoben wurden. So musste u.a. die *Hannoversche Allgemeine Zeitung* nach Berichten, dass selbst von denjenigen jungen Leuten, die anfangs zur Bundeswehr gingen, viele schon innerhalb der ersten Wochen aufgehört hatten, festhalten: Es sind

„auffällig häufig Kündigungen aus persönlichen Gründen: Rekruten fühlten sich überfordert und mochten sich nicht an das Leben in der Kaserne und die soldatische Ordnung gewöhnen. Andere erhielten doch noch einen Studienplatz oder eine Zusage für eine Ausbildung in einem zivilen Beruf.“ (HAZ, 21.7.2011)

Junge Menschen leben demnach lieber selbstbestimmt, partizipativ – lieber „bunt“ – als soldatisch.

Sie bevorzugen zivile Ausbildungs-, Studien- und Arbeitsplätze. Nur in wirtschaftlicher Notlage erscheint die Bundeswehr als Option. Schulze von Glaßer hebt heraus, dass hier somit einerseits Rekrutierungsstrategien der Bundeswehr ansetzten: Sie gingen vielfach an Arbeitsämter, um zu werben. Gleichzeitig sei das Problem damit nicht zu lösen, da hier nur eine eingeschränkte Klientel gewonnen werden könne. Um dennoch ausreichend „geeignete“ Soldaten und Soldatinnen zu gewinnen, würden die Einstellungskriterien angepasst – sie wurden „in Bezug auf soziale Kompetenz, psychische Belastbarkeit und Verhaltensstabilität abgesenkt“ (S. 17). Hier ergibt sich bereits ein erster zentraler Widerspruch zu den oftmals getätigten Außendarstellungen der Bundeswehr, die bzgl. der Auslandseinsätze „gerade die soziale Kompetenz der Soldaten“ hervorhebt (S. 17).

Schulze von Glaßer zeigt auf, dass sich durch den Nachwuchsmangel direkte Probleme für Soldaten und Soldatinnen ergeben. Während durch die Auslandseinsätze und die dortigen Erfahrungen, die Soldaten und Soldatinnen machen müssen, der Bedarf für psychologische Behandlungen zur Bewältigung von Traumatisierungen steigt, klafft gleichzeitig eine bedenkliche Lücke an medizinischem Fachpersonal. So beklagt die Bundesregierung eine „weiterhin kritisch[e]“ Situation bei der Ausstattung mit medizinischem Fachpersonal (S. 20). Diese versucht sie über „Outsourcing“ zu lösen – zivile Ärzte und Ärztinnen sollen die Betreuung übernehmen. Ähnliche Outsourcing-Maßnahmen betreffen derzeit ganze Bereiche der Bundeswehr, wie die Fahrzeugflotte.

Lösungsstrategien – Erfolg oder Misserfolg ist nicht absehbar

Outsourcing ist damit einer der wichtigen Ansätze, mit dem die Bundeswehr versucht, die Verringerung der Zahl an Soldatinnen und Soldaten abzufedern und gleichzeitig dem Problem der unzureichenden Nachwuchsgewinnung zu begegnen. Die weiteren Aktivitäten beziehen sich gerade darauf, das Ansehen der Bundeswehr in der Bevölkerung zu verbessern, bzw. die Bundeswehr zu einem selbstverständlichen Bestandteil im täglichen Straßenbild zu machen. Eine Möglichkeit bietet hier die eigenwillige Auslegung des Artikels 35 des Grundgesetzes, der die „Amtshilfe“ zwischen den Behörden des Bundes und der Länder regelt. So wurde die Bundeswehr in den vergangenen Jahren immer häufiger zur Amtshilfe im Landesinneren herangezogen – 2009 immerhin 44 mal, in den Jahren von 1996 bis 1999 war es hingegen nur jeweils ein Amtshilfe-Einsatz pro Jahr gewesen (S. 11). Auch die Zahl öffentlicher Gelöbnisse steigt rapide an. Hinzu kommt die Verleihung des vom Verteidigungsminister Jung neu aufgelegten „Verdienstkreuzes“.

Einen besonders wichtigen Eckpfeiler der Werbestrategie stellt die Rekrutierung an Schulen dar. Während nach außen gern das Bild vermittelt wird, dass es bei den Bundeswehr-Einsätzen an Schulen – Jugendoffiziere kommen in die Klassen – um eine wertneutrale Information gehe, wird aus dem „Handbuch für Jugendoffiziere“ der Werbe-Auftrag ganz klar:

„Überzeugen Sie nicht das Podium, überzeugen Sie das Publikum! Sie müssen die Diskussion nicht gewinnen! Wenn nichts von dem Thema in Erinnerung bleibt, so muss auf jeden Fall ein positiver Eindruck des Jugendoffiziers als Vertreter der Bundeswehr entstehen.“ (S. 33)

Um den Anforderungen der Werbung gerecht zu werden, werden die Jugendoffiziere mittlerweile über mehrere Monate intensiv geschult. Dabei stehen Rhetorik-Trainings, Informationen über relevante Bundeswehrthemen und Informationen über die Einstellungen und Verhaltensweisen von Jugendlichen auf dem Programm. Neben knapp 100 hauptamtlichen Jugendoffizieren gibt es etwa 300 Nebenberufliche. Immer mehr Zusammenarbeitsvereinbarungen der Bundesländer mit der Bundeswehr sichern den Jugendoffizieren den direkten Zugang zu den Kindern und Jugendlichen und lassen sie vielfach auf die direkte Ausbildung von zukünftigen Lehrern und Lehrerinnen Einfluss nehmen (S. 118ff). Aber auch in den Ländern, in denen keine solchen Kooperationsabkommen existieren, ist die Zusammenarbeit mit den zuständigen Schulbehörden und Ministerien eng und vertrauensvoll, wie die Jugendoffiziere in ihrem Jahresbericht 2008

angaben (vgl. S. 37).

Neben Schulen sind Arbeitsagenturen und Hochschulen wichtige Aktionsfelder, die sich die Bundeswehr für ihre Rekrutierungen erschließt. In elf Städten unterhält die Bundeswehr feste Büros in Arbeitsagenturen, in 850 Arbeitsagenturen führt sie immerhin regelmäßige Veranstaltungen durch. Dabei werden hin und wieder Jugendliche unter Androhung von Sanktionen durch die Arbeitsagentur verpflichtet, an den Veranstaltungen der Bundeswehr teilzunehmen – selbst wenn Gewissensgründe dem im Weg stehen (vgl. S. 79ff). Auch bei Freizeitmessen, bei Jugendmessen, beim Girls' Day ist die Bundeswehr mit aufwändigen Ständen vertreten. Dort setzt sie ihr „Spiel“ POL&IS ein, mit dem militärische Mittel als selbstverständlicher Bestandteil internationaler Politik präsentiert werden (S. 126ff). Bei den Messen, bei Kirchentagen, Hafenfesten und Luftfahrtausstellungen sowie „Karriere-Tagen“ fährt sie hingegen auch schweres Geschütz auf: Speziell eingerichtete Trucks, Panzer, Hubschrauber et cetera gelangen hier zum Einsatz. Massiv tritt die Bundeswehr auch in zivilen Medien auf, die sich explizit an Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene richten. So sind die Zeitschriften *Spießler*, *Unicum* und *Bravo* beliebte Orte, um Werbeanzeigen zu platzieren, und das obwohl das Redaktionsstatut des *Spießler* der Werbung der Bundeswehr ausdrücklich entgegensteht (vgl. S. 178ff). Die *Bravo*-Gruppe ließ überdies Werbe-Pop-Ups der Bundeswehr zu und veranstaltete zusammen mit dieser die „Bundeswehr-Adventure-Games“, mit denen insbesondere junge Männer an die Armee gewöhnt werden sollen. Auch in Radio und Fernsehen versucht die Bundeswehr zu punkten, wie uns Schulze von Glaßer abschließend zu den Werbeveranstaltungen der Bundeswehr vor Augen führt.

Zivilgesellschaftliches Engagement gegen eine Militarisierung des Zivilen

Machen die Beschreibungen der Werbeveranstaltungen der Bundeswehr den Hauptteil des Buches aus und führen sie eindringlich vor Augen wie rasch und schleichend die Bundeswehrwerbung in zahlreiche Lebensbereiche Einzug gehalten hat und hält, endet das Buch auf Ausführungen zum zivilen Widerstand. Durch die immer massiver werdende militärische Durchdringung des Zivilen werden auch Kritiker_innen auf den Plan gerufen, die sich derzeit insbesondere gegen die Werbung bei jungen – oft minderjährigen – Menschen richten. So stehen insbesondere die Werbeauftritte der Bundeswehr, die an Schulen stattfinden und solche, die sich explizit an Kinder und Jugendliche richten, in der Kritik. Hier stellt Schulze von Glaßer die beteiligten Akteur_innen dar, die sich durchaus als vielseitig darstellen – so ist die *Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft* eine der wichtigen Akteur_innen, die sich für demokratische Schulen einsetzt und den Rekrutierungsveranstaltungen der Bundeswehr widerspricht. Sie und die übrigen Aktivist_innen führen an, dass die Werbung der Bundeswehr dem *Beutelsbacher Konsens* widerspricht, der die Schülerinnen und Schüler vor Manipulation schützen und zu einer eigenen demokratischen Willensbildung befähigen soll. Sie argumentieren, dass die kontroversen Sichten auch bezüglich der Sicherheitspolitik am besten durch Pädagoginnen und Pädagogen erörtert werden können und nicht durch Interessensvertretungen einer Richtung.

Wer über die aktuellen massiven Probleme der Bundeswehr bzgl. der Rekrutierung von Nachwuchs und über ihre Lösungsstrategien informiert sein möchte, kommt an Schulze von Glaßers Buch nicht vorbei.

Michael Schulze von Glaßer 2010:

An der Heimatfront. Öffentlichkeitsarbeit und Nachwuchswerbung der Bundeswehr.

PapyRossa Verlag, Köln.

ISBN: 978-3-89438-442-5.

260 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Nachwuchsprobleme der Bundeswehr – und die militärpolitische Antwort: Militarisierung des Zivilen. Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/966>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Fabelhafte Psyche!



Jacques Derrida Psyche Erfindung des Anderen

Ein bereits in französischer Sprache 1987 erschienener Text liegt nun endlich in Deutsch vor: Es geht um die Erfindung des Anderen und die Frage, was das ist, Allegorie, Mythos, Fabel – oder „Ereignis“.

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Nun also eine Psyche ohne Akzent, auf Deutsch gewissermaßen, sehr gedrängt und sich auf das Wesentliche beschränkend, von Jacques Derrida (1930-2004), der sich wie wenige Philosophen durch sein Werk hindurch mit diesen Fragen beschäftigte.

Ist der Andere also immer der Andere, weil Andere ihn so bezeichnen (erfinden)? Ein Konstrukt gar? Psyche, die unversehrte Unberührbare und gewiss sehr feminin, oder etwa jener amerikanische Student, den Derrida in „Die Postkarte“ (1986) erwähnte, mit und ohne Freud (in „Berühren, Jean-Luc Nancy“ 2007 noch ganz mit dem Vater der Psychoanalyse und seinem Strasbourger Freund und Kollegen). Psyche vor Eros, der möglicherweise auf sie herunter schaut. Oder geht dieser Text, welcher wohl nicht zufällig mit einer Fabel von Francis Ponge beginnt, deren kurze Prosa mit dem Hinweis endet, („NACH sieben Jahren Unglück / Zerbrach sie Ihren Spiegel“), möglicherweise weit mehr gewaltig darüber hinaus? Um eine Spiegelung (Erfindung) alleine kann es sich hier wohl kaum handeln. Der Autor wagt eine Hypothese:

„In einem Diskurs-Bereich, der sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Europa annähernd stabilisiert hat, gibt es nur zwei große autorisierte Beispielsarten für Erfindung. Einerseits erfindet man Geschichten (fiktive oder fabelhafte Erzählungen), und andererseits Maschinen, technische Vorrichtungen (dispositifs) im weitesten Sinne des Wortes“ (S. 25).

Man ahnt es bereits, dieser Text aus der Mitte der 1980er Jahre, der nicht ohne Grund als ein Schlüsselwerk der Dekonstruktion betrachtet wird, bezieht ausdrücklich die technischen Interventionen jener Zeit mit ein (Reproduktions- und Telekommunikationstechniken, ein beliebiger Impfstoff, Geräte zur ferngelenkten Zerstörung, und so weiter). Die Maschine kommt stets zum Menschen zurück, manchmal eben als Heimsuchung. Diese Krise, ein Begriff welcher schon damals inflationär benutzt wurde, wolle man nun „mit Hilfe der Kultur hinter uns lassen“, ein aussichtsloses Unterfangen. Dieses auf den berühmten „Würfelwurf“ in Mallarmés Gedichten anspielendes Vorhaben erinnert fatal an die Geschichte jenes ehemaligen Investment-Fondmanagers, der heute in New York nach der Finanzkrise eine „Schnitzel-Revolution“ betreibt, einen Imbissstand mit deutschen Spezialitäten inklusive Currywurst. Er schlafe heute zwar weniger als früher, dafür aber besser, berichtete er im deutsch-französischen Kulturkanal *Arte*. Da haben wir nun eine Ökonomie der Einbildungskraft. Und wenn es denn möglich sei selbst die Ökonomie und Institutionen zu erfinden (mit Hilfe bestimmter Forschungs- Bildungs- und Kulturpolitik), dann wäre es auch möglich, etwas, was stets als eine innovative Bewegung wahrgenommen wird, in Richtung einer Vergangenheit zurück zu falten. Hier setzt sich Derrida mit Schellings deutschem Idealismus auseinander, als einem Anthro-po-Theozentrismus, sowie mit Descartes, welcher den

Sitz der Psyche gar in der Zirbeldrüse verorten wollte. Genau hier müsse die Dekonstruktion ansetzen, selbst zu erfinden, die Möglichkeiten ausloten, sogar darüber hinaus zu gehen und dies könne nur mehrstimmig geschehen. Die Erfindung des Anderen kann also auch etwas völlig anderes sein.

Psyche ist ausgedehnt, Derrida schafft es aber problemlos den gesamten Kontext, in den sie eingebunden ist, sowie störende Faktoren zu benennen. Ein flammender Aufruf, das Unmögliche zu erfinden, die vorgegebenen institutionellen Regeln und Konventionen nicht zu akzeptieren. Ein schönes Buch.

Jacques Derrida 2011:
Psyche. Erfindung des Anderen.
Passagen Verlag, Wien.
ISBN: 9783851659375.
112 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Fabelhafte Psyche! Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/962>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Die ewige Diskussion: Was ist Punk?



Gerrit Hoekman
Pogo, Punk und Politik

In der transparent-Reihe des Unrast-Verlags präsentiert Gerrit Hoekman nun eine Kurzgeschichte des Punk. Große Aufgabe in kleinem Format. Geht das? Gabriel Kuhn hat sich die Sache angesehen.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

Auch das zweite Büchlein zu „Linkem Alltag“ in der transparent-Reihe des Unrast-Verlags beschäftigt sich mit Punk. Nach dem Einführungsband „Straight Edge: Geschichte und Politik einer Bewegung“, verfasst vom Autor dieser Zeilen, legt Gerrit Hoekman nun unter dem ebenso gelungenen wie viel versprechenden Titel „Pogo, Punk und Politik“ einen Überblick über die Geschichte des Punk im Allgemeinen vor.

Lässt sich eine so komplexe und mittlerweile über dreißig Jahre alte Bewegung im Kleinformat der transparent-Reihe vorstellen? Hoekman demonstriert souverän, dass das geht. Das Büchlein ist bis an den Rand mit Information gefüllt, bestens strukturiert und stellt stilistisch einen sympathischen Kompromiss zwischen seriösem Journalismus und frecher Punkzine-Schreibe dar. Kaum ein wichtiges Kapitel des Punk wird ausgelassen, ob es sich nun um den britischen Anarcho-Punk, die *Anarchistische Pogo-Partei Deutschlands (APPD)*, Riot Grrrl oder Taqwacore handelt. Auffällig abwesend sind höchstens sogenannte „Pop-Punk“-Bands wie *Bad Religion* oder NOFX, das interessante Phänomen des Riotfolk oder die politischen Punk-Dauerbrenner von *Chumbawamba*. Allerdings: die Pop-Punk-Bands mögen dem Autor schlicht zu Pop sein, Riotfolk zu wenig Punk und *Chumbawamba* beides – und nachdem es einen festen Punk-Kanon, zum Glück, nicht gibt, ist das so auch zu akzeptieren.

Von Halle bis Manila

Besonders wertvoll ist der internationale Charakter des Überblicks, weil dieser im Bereich der Punkgeschichtsschreibung nach wie vor nicht selbstverständlich ist. Oft stehen Aufarbeitungen regionaler Szenen neben „allgemeinen“ Punkgeschichten, die dann entweder auf England oder die USA, im besten Fall auf den gesamten englischsprachigen Raum beschränkt bleiben. Das ist hier nicht der Fall. Neben obligatorischen Größen wie den *Ramones*, den *Sex Pistols*, *Crass* und den *Dead Kennedys* werden in Hoekmans Buch *Dir Yassin* aus Israel genauso porträtiert wie *Negu Gorriak* aus dem Baskenland oder *Ratos de Porão* aus Brasilien. Besonders spannend ist der Abschnitt zum Punk in der ehemaligen DDR: Bands wie *Schleim-Keim*, *Namenlos* oder *Wartburgs für Walter* sind bis heute durchaus nicht allen deutschen Punkfans geläufig.

Aber es geht in „Pogo, Punk und Politik“ nicht nur um Geschichte. Das Buch ist auf aktuellem Stand. Das belegen nicht nur Zitate der ägyptischen Band zu den Demonstrationen am Tahrir-Platz, sondern auch die Verweise auf das erst im Juli 2011 abgesagte Israel-Konzert von *Jello Biafra*, der sich letzten Endes dazu entschied, den Boykottaufrufen israelischer AktivistInnen Gehör zu schenken. Aus traurigem Anlass aktuell ist die Erwähnung der im April verstorbenen Poly

Styrene, einer der inspirierendsten Persönlichkeiten des Punk. Styrene den ihr gebührenden Platz einzuräumen, gehört zu den besonders erfreulichen Aspekten des Buches!

Abgerundet werden Hoekmans Ausführungen mit einer Plattenliste. Die Auswahl ist zwangsläufig subjektiv, aber für alle EinsteigerInnen zweifelsohne von großer Hilfe.

Punk vs. Bürger

Natürlich wäre keine Rezension eines Buches zu Punk komplett, wenn nicht an der Definition des Punk herumgemotzt würde. Insofern nehme auch ich mir dieses Recht heraus. Wobei: So viel zu beanstanden gibt es nicht. Hoekman führt das Phänomen überzeugend ein:

„Punk ist zuallererst ein Lebensgefühl (...) Es gibt kein gemeinsames, politisches Programm [und] schon gar keine feste Ideologie. Punk ist immer ein bisschen mehr dagegen als dafür. Gegen das Establishment, gegen die bürgerliche Scheinheiligkeit, gegen das Spießertum, gegen jede Form von Organisation und gegen die allmächtige Musikindustrie. (...) Punkrock rebelliert gegen kein bestimmtes Gesellschaftssystem, sondern gegen die verlogenen, bürgerlichen Werte wie Ordnung und Gehorsam, ein Leben für die Arbeit und Konsum als oberstes Lebensziel.“ (S. 5)

Das einzige, was meines Erachtens ab und an etwas zu stark durchschlägt, ist das individualistische „Ich mach, was ich will“ als ultimativer Beweis echter Punkidentität. Hoekman meint beispielsweise, dass John Lydon a.k.a. Johnny Rotten seinen Punkursprüngen „treu“ blieb, als er 2010 trotz des Boykottaufrufs israelischer AktivistInnen sein Konzert in Israel nicht absagte. Nun können wir zu Israelboykottaufrufen von Israelis stehen, wie wir wollen, das ist hier nicht der Punkt. Aber ein Lob dafür, die „Ohren auf Durchzug bei allen moralisierenden Weltverbesserern egal welcher politischen Richtung“ zu stellen, ganz „dem alten Punkmotto folgend: Niemand sagt mir, was ich zu tun und zu denken habe“, treibt die Begeisterung für eine „Ich gegen die Welt“-Haltung dann doch etwas weit. (S. 59)

Der freie Raum

Sich von niemandem sagen zu lassen, was man tun und denken soll, ist schön und gut, aber es bedeutet nicht, keine eigenen Entscheidungen treffen zu müssen – und diese können nun mal gut oder schlecht sein. Der Spaß, den Hoekman – berechtigterweise! – als Teil des Punk betont und einfordert, wird in dem Moment zweifelhaft, in dem er zum Spaß einer kleinen Minderheit auf Kosten aller anderen wird. Leuten die Bude voll zu kotzen ist genauso wenig Punk wie ihnen die Platten zu klauen. Und was auf privater Ebene stimmt, stimmt auch auf gesellschaftlicher.

Klar, *Chumbawambas* satirische Umformulierung der John-Lydon-Autobiografie „No Irish, No Blacks, No Dogs“ zu „No McLaren, No Matlock, No Dignity“ (Malcolm McLaren war der Manager der *Sex Pistols*, Glen Matlock das von Sid Vicious ersetzte Gründungsmitglied) kann als moralisierend interpretiert werden – aber auch als gelungene Erinnerung daran, dass Punk vor allem dann spaßig ist, wenn eine gewisse Verantwortung den Rahmen individueller Freiheit nicht nur auf einige, sondern auf alle ausdehnt. Ansonsten passiert nämlich genau das, was auch Hoekman nicht will: die Szene schließt Menschen aus, anstatt alle, die sich in der Mehrheitsgesellschaft nicht zurechtfinden, mit einzuschließen. Ein „Niemand sagt mir, was ich zu tun und zu denken habe“ ohne Einschränkungen kann leicht zu einer quasi sozialdarwinistischen Hoheit über das Punkterritorium führen: diejenigen, die am unerträglichsten sind, dürfen bleiben, die anderen können sich, wie es in Österreich heißt, schleichen. Normen zu brechen, muss nicht heißen, grundlegenden Respekt für andere aufzugeben. Dieser erweitert vielmehr die Räume des Punk, der doch – und da sind sich alle irgendwie einig – für Vielfalt und nicht für Konformität stehen soll. In diesem Sinne lehnt sich meine Definition des Punk stark an Ian MacKaye an, der meint: „Für mich war Punk immer der freie Raum.“ (MacKaye 2011, S. 30)

Gut, damit wäre der moralisierende Teil dieser Rezension beendet. Nein, noch nicht ganz!

Die Sache mit Straight Edge

Angesichts obiger Ausführungen kann ich Hoekman – überraschenderweise – nicht zustimmen, wenn er schreibt, dass Punk von Straight Edge „bis auf die Fassade entkernt“ wird. (S. 25) Straight Edge muss nicht zwangsläufig „harte moralische Regeln“ und ein „Joch strenger Ideologien“ reflektieren, sondern kann schlicht Ausdruck dessen sein, was Hoekman im gleichen Satz einfordert, nämlich „Regeln und Tabus zu brechen“. (ebd.) Genau das war es zumindest, was Ian MacKaye 1981 mit dem Song „Straight Edge“ tun wollte, was er seit dreißig Jahren nicht müde wird zu betonen: in einer Punk-Szene, in der er es – wie anscheinend damals in Washington, DC und an vielen Orten seither – zur Norm wurde, sich bewusstlos zu saufen und voll zu dröhnen, wird es zum Normbruch, einen Platz für Leute einzufordern, die daran kein Interesse haben. Womit wir wieder beim freien Raum wären. Dass einige Menschen Straight Edge tatsächlich zu einer Ideologie mit strengen Regeln gemacht haben, ist unbestritten. Aber nicht alle Menschen, die Straight Edge sind, können dafür verantwortlich gemacht werden, dass es auch unter Straight-Edgern Idioten gibt.

Wie dem auch sei, wenn Hoekman in seiner Kritik an Straight Edge meint, dass Punk „vor allem eine Art zu leben“ sei, kann ich ihm freudig bestätigen, dass selbst Straight Edge nicht zum Tode führt! (ebd.)

Ende gut, alles gut

Wie erwähnt: Debatten dieser Art sind in Punkkreisen unvermeidlich. Kein gemeinsames Programm zu haben, bedeutet auch, alles verschiedentlich auslegen zu können. Das freilich ist eine der großen Stärken des Punk. Um noch einmal Ian MacKaye zu bemühen:

„Was auch immer ich in meinem Leben tue – das, was mich am meisten interessiert, ist Kreativität. Und das nenne ich Punk. Wenn Leute mir nicht zustimmen – bitte sehr, das ist mir völlig egal. Sie können Punk genauso sehen, wie sie ihn sehen wollen. Aber ich sehe ihn so, wie ich ihn sehen will.“ (MacKaye 2011, S. 31)

Hoekmans Buch ist ausgezeichnet und allen zu empfehlen, die sich für Punk interessieren, ob sie nun neugierige Outsider oder erfahrene Szene-Zampanos sind. Letztere neigen leider immer wieder zu eher unkonstruktiven „Weiß ich doch alles schon“-Urteilen. Aber erstens geht's darum nicht, weil Herausforderungen, unser Wissen und unser Verständnis zu überprüfen, immer wieder die Hirnzellen anregen. Zweitens handelt es sich hier um ein Einführungsbuch, und der Sinn eines Einführungsbuches ist es nicht, Expertenkenntnisse zu übertrumpfen, sondern gut, verständlich und anregend in eine Materie, tja, einzuführen. Und drittens schummeln die Alleswisser sowieso – auch sie werden in dem Büchlein einiges finden, das sie noch nicht wussten.

Zusätzlich verwendete Literatur

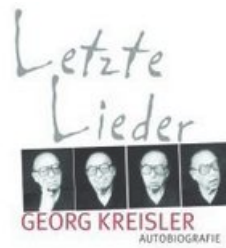
MacKaye, Ian 2011: Interview in Gabriel Kuhn, Hg., Sober Living for the Revolution: Hardcore Punk, Straight Edge, and Radical Politics, Oakland: PM Press, 2010. Übersetzungen G.K.

Gerrit Hoekman 2011: Pogo, Punk und Politik. Unrast, Münster. ISBN 978-3-89771-111-2. 78 S. 7.80 Euro

Gerrit Hoekman 2011:
Pogo, Punk und Politik.
Unrast Verlag, Münster.
ISBN: 978-3-89771-111-2.
72 Seiten. 7,80 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Die ewige Diskussion: Was ist Punk? Erschienen in: Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/967>. Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Letzte Lieder



Georg Kreisler
Letzte Lieder
Autobiographie

Georg Kreisler veröffentlichte jüngst seine Autobiographie. Der Versuch einer Rezension.



Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Um den Georg Kreisler ist es die letzten Jahre still geworden. Man könnte meinen, der 87jährige Allround-Künstler gönnt sich einen entspannten und ruhigen Lebensabend. Doch weit gefehlt. Zwar singt Kreisler – wie vor einigen Jahren beschlossen – nicht mehr öffentlich, er ist aber nachwievor äußerst produktiv – von ‚Ruhestand‘ keine Spur. Er schreibt Theaterstücke, Opern, komponiert und schreibt Gedichte, Kurzgeschichten und Bücher. Jüngst erschien seine Autobiographie: Ein wirklich gutes Buch.

Wirklichkeit und Kabarett

Wirklich? Kann über Wirklichkeit gesprochen werden? Kreisler sagt ja. Über die lässt sich im Gegensatz zur Wahrheit, über die schlicht geschwiegen werden sollte, reden. Der beste Weg, Wirklichkeit zu erkennen sei laut Kreisler die Kunst. Gleich auf der zweiten Seite schreibt er: „Aber die Entdeckung, dass die Kunst versucht, uns die Wirklichkeit plausibel zu machen, ist etwas Grandioses. Damit ist mein Leben eigentlich schon erzählt.“ (S. 6) Das ist es natürlich noch lange nicht. Es folgen knapp 160 Seiten mit unglaublich vielen Themen und Sprüngen. Häufig werden die Jahre in den USA nach der Flucht aus Österreich 1938 beschrieben. Als 16jähriger floh er vor den Nazis und ging zunächst nach Hollywood, später nach New York. Zwischendurch kehrte er nach Europa zurück – in US-Army Uniform. Vor allem die Jahre in New York werden als sehr lehrreiche Zeit beschrieben, da er sich dort den professionellen Bühnenschliff holte. 1955 siedelte Kreisler dann wieder in Zivil nach Europa. Er ging zurück nach Wien – selbstverständlich nur vorübergehend. Es folgten Aufenthalte in München, Berlin, Salzburg, Basel, immer mal wieder Wien und nun wieder Salzburg. In Europa hatte er im Gegensatz zu seiner Zeit in den USA großen Erfolg. Doch viel interessanter als die Orte, an denen er auf der Bühne stand, die Städte, in denen er wohnte, sind die Ausflüge zwischen den fixen Punkten seiner Erzählung. Es geht um's Ganze: Um's Kabarett, um Antisemitismus, Patriotismus, Kommunismus, um Glaube, Religion und um Alter, Vergänglich- und Vergeblichkeit.

Bittersüß seine Abrechnung mit dem Kabarett. Dieses ist laut Kreisler

„meistens der Versuch, trotzdem kein Künstler zu sein, man lehnt jede Verantwortung ab. Das Resultat ist Selbstüberschätzung, Ende der Demut, was den Kabarettisten aber nicht daran hindert, sich bescheiden zu stellen. Er schlüpft in die Rolle des Dummen, weil er sich selbst für klug hält.“ (S. 129)

Kreisler bilanziert ganz ohne Selbstüberschätzung: „Ich glaube nicht, dass ich je ein Kabarettist war, hoffentlich nicht. Politiker mögen Kabarettisten, das sagt schon alles.“ (ebd.) An anderer

Stelle heißt es über das Kabarett: „Natürlich lässt sich auch Positives über das Kabarett sagen, aber das Negative stimmt.“ (S. 99)

Vielleicht mögen wirklich manche Politiker Georg Kreisler, würden sie jedoch genau hinhören und nicht nur des Spektakels zuliebe so tun, als würden sie es tun, müsste sich das eigentlich bei vielen ändern. Kreisler ist einer, der so gar nicht in den linksliberalen Filz des Bürgertums zu stecken ist. Dazu passt die Prophezeiung einer Revolution: „Wäre keine Vergeltung zu befürchten, wovor hätten die Machthaber Angst, und Angst haben sie, Gott sei Dank!“ (S. 74) Eine der grandiosesten Abrechnungen mit dem Establishment findet sich jedoch gegen Ende des Buches. Das vorletzte Kapitel besteht überwiegend aus einer Art Mini-Drama in drei Akten, in der der Antisemitismus dreier Generationen von der Nazi-Zeit bis heute pointiert nachgezeichnet wird. Antisemitismus ist genauso wie Patriotismus, Karl Kraus und der American Way of Life ein immer wiederkehrendes Thema in der Autobiographie.

Einfach und hochkompliziert

Mehr als einmal schreibt Kreisler auch über Gott oder Glauben. Sehr intensiv im neunten Kapitel. Dort stellt er klar, dass in seinen Augen Gott bzw. Glaube mit Religion nichts zu tun haben: „Religion ist Zeitvertreib, der Glaube an Gott ist es nicht.“ (S. 81) Wer sollte auch sonst Kunst, vor allem aber Musik entdeckt haben? Es müsse also etwas Unbegreifliches geben, ein Wesen, das Kreisler nur der Einfachheit halber ‚Gott‘ nennt. Klingt einfach und doch hochkompliziert.

„Ich bin ein einfacher, hochkomplizierter Mensch.“ (S. 91) Mit diesem Satz beginnt ein weiteres Kapitel. Es heißt „X“ – alle Kapitel sind schlicht nummeriert und haben keine Überschrift, was wahrscheinlich daran liegt, dass es oft schwer wäre, eine zu finden, werden doch in einem Kapitel meist fünf Themen und mehr angeschnitten. Das zehnte Kapitel befasst sich – zumindest anfänglich – mit der Absurdität Alter, die bestens in einem Gedicht von Kreisler beschrieben wird (S. 91-93). Wie sehr den 87jährigen Kreisler diese Gedanken beschäftigen, zeigen vor allem die letzten Zeilen seiner Autobiographie. Es geht darum, dass eigentlich alles irgendwann mal „explodiert“. Kreisler meint, er sei aufgeräumt und erwarte nun seine Explosion. Auch wenn er geneigt ist, keine Bilanz des bisherigen Lebens ziehen zu wollen, weil es keine gebe, versucht er sich an einer solchen am Schluss:

„Es sind Wunder geschehen, der Kreisler hat Abenteuer bestanden oder glaubt zumindest, sie bestanden zu haben. Es ist wie am Anfang: Alles war ein Märchen. Die Kindheit war schön, die Eltern glänzten wie Diamanten, die Pubertät war eher unschön, aber kurz, die Fluchten glückten, die Armut war bedrückend, wurde aber überwunden, die Lieber zur Kunst erwidert, Verständnis und Unverständnis gefunden. Barbara ein Stern – überhaupt, Barbara! Wie war das mit Wittgenstein? Sprache versagt. Mehr weiß ich nicht, und auch das, was ich noch weiß, weiß ich nicht sicher, also was will ich noch?“ (S. 154)

Wer mehr lesen möchte, aber gerne auf Fakten etc. verzichtet, sich einen Abend mit Georg Kreisler nehmen und sehr oft in verschiedensten Gedanken abschweifen möchte, der oder die sollte sich dieses Buch besorgen. Es scheint am Stück geschrieben zu sein und dadurch ist es zwar manches Mal ein bisschen unverständlich, aber unglaublich lebendig. Wer das alles nicht genießen möchte und klar strukturierte, belehrende, langweilige Memoiren bevorzugt, kann sich das Geld sparen.

**

Die Rezension erschien zuerst im Oktober 2009 auf stattweb.de (Update: kritisch-lesen.de, ast, 12/2010)

Georg Kreisler 2009:
Letzte Lieder. Autobiographie.
Arche Literatur Verlag, Zürich.
ISBN: 978-3-7160-2613-7.
160 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Letzte Lieder. Erschienen in: kritisch-lesen.de startet. 0/ 2011, Sommerpause. 8/ 2011, Wem gehört die Stadt?. 12/ 2011. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/842>.
Abgerufen am: 07. 01. 2019 18:35.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.